

Werner Illing

UTOPOLIS



UTOPISCH-PHANTASTISCHE BIBLIOTHEK

SHAYOL

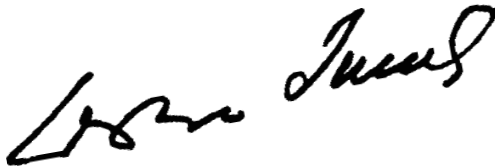
Werner Illing

Utopolis

und andere phantastische Geschichten

Herausgegeben von
Franz Rottensteiner

LESEPROBE



Utopisch-Phantastische Bibliothek • Band 3

SHAYOL

Verlag und Herausgeber danken Herrn Dr. Joachim Ruf, dem Nachlaßverwalter Werner Illings, für die angenehme und sehr engagierte Zusammenarbeit.

Werner Illing: Utopilis

Ergänzte Neuausgabe 2005

© 2005 soweit nicht anders angegeben: Dr. Joachim Ruf

© 2005 Susanne Berchner für das Vorwort

© 2005 dieser Ausgabe: SHAYOL.NET e.V.

Alle Rechte vorbehalten

Umschlagmotiv und Zeichnung auf Seite 13 von Lili Réthi

Zeichnung auf Seite 239 von Günther Kressl

Redaktion: Hannes Riffel

Korrektur: Hellfrid Niesche

Satz, Umschlaggestaltung & Produktion: Ronald Hoppe

Druck: Schaltungsdienst Lange, Berlin

Der Shayol Verlag ist ein Projekt des SHAYOL.NET – Netzwerk für Kultur, Bildung und Wissenschaft e.V. und arbeitet ohne Gewinnorientierung.

SHAYOL Verlag

Bergmannstraße 25

10961 Berlin

E-Mail: shayol@epilog.de

Internet: www.shayol-verlag.de

ISBN 3-926126-50-7

Wir schicken Ihnen gerne unseren Verlagsprospekt.

Vorwort	7
Utopolis	13
Die Spinne	167
Das Auge des Morgens	168
Die Stadt	169
Dachkammern	171
Der Lichtfleck	173
Die Revolution des Publikums	184
Tortuleit tanzt	194
Der Herr vom anderen Stern	199
Wir sind nicht nervös	211
Es werde Licht	216
Der Modellmensch	219
Ein Mensch verschwindet	229
Der Bettler von Avignon	239
Dr. Leo, der kluge Löwe	246
Augentäuschung	255
Das Gewesene ordnet sich zum Sinn	263
Nachwort	267
Biographie und Bibliographie	275
Quellennachweis	278

— 1 —

Als ich die Augen aufschlug, begriff ich endlich, daß ich nicht als stiller Mann zwischen Seegras und Meerdisteln umhertrieb, ein Tischlein-Deck-Dich für Krebse und Aale. Über mir war blauer Himmel. Eine frische Brise klatschte mir die nassen Kleiderfetzen an den Leib.

Ich fror wie ein junger Hund. Sprang auf, um mir Bewegung zu machen.

Hallo! Zehn Schritt weit lag ein armseliger Lumpenhaufen, um einen Holzbalken gewickelt. Armer Kamerad! Es ist ein verteufelter Scherz des Schicksals, einen Schiffbrüchigen, nachdem er ertrunken, an Land zu werfen.

Ich trat näher.

Der Tote schnarchte fürchterlich.

Ich schüttelte ihn, wie einen Baum, von dem man unreife Pflaumen abschüteln will. Endlich ließ er den hölzernen Notanker fahren, tastete mit vorsichtigen Händen in den trocknen Sand, setzte sich auf, rieb sich die Augen, gähnte, blickte mich ohne Erstaunen an und brummte: »Hast Du wat to essen?«

Da spürte ich, daß ich an Stelle des Magens ein schwarzes, leeres Loch hatte.

Hein sah mit Interesse, wie ich mir die Fäuste in den hohlen Bauch drehte, seufzte und wußte Bescheid. »Los!« kommandierte er. Wir krabbelten uns zusammen hoch und erkletterten die nächste Düne. Etwa fünftausend Schritt vor uns lag an der Bucht eine Stadt von ansehnlicher Größe.

Hein nickte zufrieden und sagte mit der Sicherheit eines Menschen, der sich auf seine Ortskenntnis verlassen kann: »Stimmt!«

Wir trotteten mühsam am Strand entlang, in der Hoffnung, noch den oder jenen unserer Kameraden auflesen zu können. Damit war es leider nichts.

Unvermittelt standen wir plötzlich in einer breiten Straße. Kein Mensch ließ sich blicken, in der Ferne sausten Autos und bogen schwarmweise um die Ecken.

Wir suchten nach einem Bäcker- oder Fleischerladen und hofften, durch unseren jammernswerten Aufzug eine Mahlzeit zu erbetteln. Die schönen bunten Häuser, jedes einen Straßenblock breit, zeigten uns weder Schaufenster, noch Ladeneingänge, noch Reklamen.

»Junge, Junge«, Hein kratzte sich hinterm Ohr, »dat is ne stinkfeine Gegend, ne Art Uhlenhorst mit lütten Wolkenkratzern – bloß fürn Sonntag –.« Er spuckte kräftig aus und meinte, wenn das 'n ordtlicher seebefahrener Ort wäre, müsse sich ein Seemannsheim finden lassen.

Wir schleppten uns mühsam weiter in der Hoffnung, daß die vornehmen Paläste abbröckeln und in schmale dunkle Proletarierbudiken übergehen würden,

wo man versteht, wie es armen Teufeln zumute ist, denen das Salzwasser näher war als Erbsensuppe mit Speck.

Es blieb aber, wie wir es angetroffen hatten, und unsre Verzweiflung wuchs. Ich schlug vor, Fensterscheiben einzuschmeißen, dann würde man sich schon um uns kümmern. Aber womit? Die Straßen waren mit Gummi gepflastert und reinlich und wir merkten auf Schritt und Tritt, daß wir nicht hineingehörten, denn die blitzblanke Sauberkeit öffte allzu nüchterne Mägen.

Wie wir so in die Luft guckten, weil von dort die guten Gedanken kommen, sahen wir über der Straßenkreuzung elegant geschwungene Brücken, die die flachen Dächer der Häuser miteinander verbanden. Dort oben, in sechs oder mehr Stock Höhe gingen Menschen spazieren, das war deutlich zu erkennen. Hein mißbilligte diese wunderliche Einrichtung und fand sie verdächtig, trichterte aber doch seine Hände vor den Mund und schrie »Ahoi!«

Bevor eine Antwort herunterkam (wer weiß, hätten sie Hein gehört, da oben), schlug uns ein neuer Schrecken in die Glieder. Es jagte nämlich ein Wagen heran, völlig geräuschlos und so schnell, daß uns keine Zeit blieb, beiseite zu springen. Feierabend, dachte ich und überließ das weitere der Unfallstatistik. Aber kaum zwei Meter vor uns wich das Fahrzeug aus und hielt so rasch und sanft, als wäre es gegen einen Berg von Watte gerannt.

Drei Männer in weißen Hosen und Sandalen kletterten heraus. Sie sahen aus, als hätten sie gut gefrühstückt und wollten nun zum Tennisplatz fahren, um sich Appetit für das Mittagessen zu machen. Sie bewegten sich wie Leute, die der Not den Rücken zukehren, frei und ohne Zwang. Um ihr Auto – wirklich hatte ich noch nirgendwo einen so prächtigen Wagen gesehn – witterte Millionärsgeruch, obwohl es nicht nach Benzin roch.

Sie schimpften nicht etwa, weil wir ihnen den Weg verlegt hatten, sondern lachten freundlich und schüttelten uns die Hände. Was sie dabei sprachen, verstanden wir nicht, aber es klang angenehm. Ehe wir recht zum Bewußtsein kamen, hatten sie uns im Auto verstaubt. Wir sausten los, ohne daß jemand das Steuerrad hielt, flitzten um Ecken, wichen andern ebenso feinen Kraftkutschen aus, niemand hupte ... Wir saßen steif und starr vor Angst, während die drei Herren, die uns zu dieser Spazierfahrt im Rekordtempo eingeladen hatten, sorglos wie Kinder lächelten und sich nicht im geringsten darum kümmerten, daß die wild gewordene Maschine mit uns durchging.

Hein stieß mich leise an und flüsterte mißtrauisch zwischen den Zähnen, ohne den Kopf zu drehn: »Dat gefällt mich nich, Korl – dat is 'n gemeingefährlicher Jux – keen Taifun schlägt mir in die Kaldaunen, aber dat Geschunkel in die Achterbahn bekömmt mich nich –« und er war blaß von Angesicht.

Wir fuhren durch ein Tor. Im Innenhof des Hauses schraubte sich die Straße wie ein ausgebohrtes Gewinde von Stockwerk zu Stockwerk. Dicht unterm Himmel hielten wir und durften aussteigen. Die Tennisspieler faßten uns unter die Arme, das hieß, wir sollten mit ihnen gehn. Heins Muskeln zuckten unter dem zerschissenen Wollschwitzer. Ich riet ihm aber ab, schon jetzt handgreiflich zu werden, die Leute sähen nicht wie Bösewichter aus, auch mache eine allzu schnelle Faust am Kinn des Nachbarn keinen guten Eindruck. Da bezwang er sich. Das war zu unserm Vorteil. Wir traten in einen großen Speisesaal mit langen weißgedeckten Tafeln. Blumen waren zierlich zwischen den Tellern ausgestreut. Ich hatte Ähnliches in großen Hotels von außen durch die Fenster gesehn. Während wir den Ort musterten, rückten auf einem blanken Metallband inmitten des Tisches Schüsseln an, aus denen es dampfte. Wir sahen und hörten nichts mehr, die Welt hatte nur noch durch die Nasenlöcher Zutritt zu unserm Innern. Die Schüsseln machten vor uns halt und öffneten ihre silbrigen Deckel. Uns wurde schwach in den Knien, da saßen wir schon auf den Stühlen.

Es war uns anfangs genierlich, angesichts so sauber gekleideter Leute, die sich so bequem und wohlhabend in ihren Gebärden hielten, unsern Hunger zu stillen. Aber wir gewöhnten uns rasch, zumal noch einige Gerichte heranschwebten und uns niemand die Bissen in den Mund zählte. Die drei Leute im Tennisanzug freuten sich über unsern Appetit – später staunten sie. Wir schnallten an die drei oder viermal den Leibgurt nach. Endlich lehnten wir uns in die Sessel zurück und fühlten uns leiblich neu geboren.

Den Rosinenkuchen ließen wir unversehrt. Wir gedachten ihn als Proviant an uns zu nehmen, aber die Gelegenheit war gegen uns, mindestens einer von den Dreien hatte immer ein Auge auf uns, wenn auch nur zufällig.

Wir reckten und dehnten uns, wobei unversehens Hein seinen Dank für die reichliche Mahlzeit kurz, aber sehr heftig zum Ausdruck brachte. Wir erschrakten peinlich, traten doch gerade in diesem Augenblick einige sehr schöne junge Frauen durch die Tür, denen dieses unbedachte Geräusch nicht entgangen war. Sie waren indessen nicht beleidigt, sondern lachten und vermieden es nur, unsere Nähe zu suchen, wie auch die drei Tennisspieler, ohne uns zu verjagen, heiter blieben und lediglich einige Schritte zurückwichen.

Nachdem sie der Natur ihre Zeit gelassen hatten, schüttelten sie uns wie guten Freunden die Hände und gingen. Bezahlt hatten sie nicht, wir erwarteten mit einiger Besorgnis den Kellner. Statt dessen winkte uns eine von den Damen. Weil wir jedoch nicht glauben konnten, daß es uns gälte, drehten wir die Köpfe

weg. Sie kam näher, berührte unsre Schultern mit ihren feinen Händen und redete sehr zutraulich. Obwohl wir es nicht verstanden, merkten wir doch, daß wir mit ihr gehn sollten. Wir wußten keinen Grund, ihr diesen Wunsch zu verweigern, denn sie war sehr hübsch, nur etwas zu mager, meinte Hein.

Wir folgten ihr in den Fahrstuhl, sausten abwärts, trabten durch einige gekachelte Gänge und kamen in einen weiten hellen Raum. In dem großen runden Wasserbecken inmitten der Halle schwammen und plantschten Männer und Frauen. Badehosen trug niemand, aber sie bewegten sich trotzdem ganz natürlich und waren sehr lustig. Sie spielten wie schöne Tiere, freuten sich an der Gewandtheit ihrer prächtig geformten Leiber. Scheele Blicke auf das Besondere, das wir verhüllen, als wäre es krank und böse, sah ich nicht. Es blieb uns jedoch vorerst nicht viel Gelegenheit, uns über andre zu wundern, da uns die Dame vor zwei Duschen führte und bedeutete, wir sollten uns ausziehen. Wir zierten uns aus Anstand. Sie glaubte aber, wir hätten sie nicht verstanden und fing ohne weiteres an, mir die Kleider zu lösen. Hein fand sich schneller in die Lage. »Denn man tau!« rief er, fuhr flink aus der alten Schale und ließ das Wasser über sich hinbrausen. Das Fräulein nickte ihm munter zu. Dann besah es uns vom Kopf bis zu den Füßen, als wollte es uns auswendig lernen. Hein meinte, es wäre an der Zeit, sich der Dame gefällig zu erweisen und piekte sie mit dem Finger in die Seite. Sie wich aus ohne Zorn, vielmehr wußte sie nicht, was Hein mit dieser Zärtlichkeit bekunden wollte – die Sitten in diesem Land waren eben sehr verschieden von den unsern, das zeigte sich immer deutlicher – raffte unsre alten Klamotten zusammen, winkte uns beruhigend zu und verschwand.

Wir säuberten uns in Eile, während mir Hein seine Erfahrungen in gewissen japanischen Dampfbädern mitteilte. Sie ließen sich jedoch nicht ohne weiteres auf die Verhältnisse übertragen, die wir hier angetroffen hatten. Vieles blieb rätselhaft.

Wir trockneten uns über einem Fußbodengitter, aus dem warme Luft strömte und uns wohligh umhüllte. Die Dame kam zurück und trug weiße Wäsche auf den Armen, in die wir uns kleiden mußten, auch gab sie uns Sandalen aus weichem, weißem Gummi. Alles paßte wie auf Maß gemacht, und ich meinte, daß Heins Vermutungen bezüglich der kritischen Musterung unsrer bloßen Männlichkeit falsch gewesen wären. Er stimmte mir zögernd bei. Wir sahen jetzt aus wie die Mannschaft einer Luxusjacht in den kurzärmeligen, am Hals weit offenen Hemden aus feinem Zeug und den breiten Hosen. Hein befühlte den Stoff zwischen den Fingern und behauptete, er übertreffe die beste indische hausgewebte Bergwolle und er werde einen Ballen davon mitnehmen, wenn der Baas einen Vorschuß auf die Heuer herausrücken würde, denn wir hofften Schiffsarbeit zu finden.

Indessen faßte uns das Fräulein an den Händen, als ob wir Kinder wären, und führte uns in den Hof, wo viele Autos von der gleichen Art standen wie das, mit dem wir in dieses gastliche Haus gekommen waren. Wir mußten eins besteigen, das Mädchen machte sich am Vordersitz zu schaffen, wo der Lenker zu sitzen pflegt, sprang aber in dem Augenblick, als der Wagen anzog, heraus, rief uns einen Gruß zu und entschwand unsren Blicken, weil das Fahrzeug in die Straße einbog und wie der Teufel abging.

»Dat der Schofför vorn in der Blechschnauze bei 'n Motor eingesperrt is, dat is 'ne polizeiwidrige Menschenschinderei«, brummte Hein, »un dat beweist mich, dat hier wat nich stimmen kann mit die Freundlichkeit.« Ich mochte das nicht glauben, zumal der Vorderkasten schwächlicher war als gewöhnlich und kaum ein Kind hätte aufnehmen können, freilich wußte auch ich keine Erklärung.

Geheuer war uns nicht. Mir fielen Geschichten ein von verkapptem Sklavenhandel, die ab und zu durch die Zeitungen ziehen. Hein bestätigte meinen Verdacht: »Mit 'n strammet Essen geht dat an und bi die Fremdenlegschon hört et af, und ick will'n armstarkes Tauende fressen, wenn wir nich im Rekrutendepot vor Anker gehn un morgen Griffe kloppen.« Trotz des Wohlgefühls in unsren Mägen trübten sich unsre Gedanken. Am liebsten wären wir von Bord gegangen, aber die Maschine flitzte wie ein Pfeil durch die breiten Alleen. Gewaltsam aus dem Leben zu scheiden, war später immer noch Zeit.

Wir tauchten in ein sehr hohes und stattliches Gebäude ein, kurvten etliche Schraubengänge empor und hielten vor einer offenen Säulenhalle, durch die man in der Ferne das Meer blauen sah. Schon trat ein Mann zu uns heran mit derselben freimütigen Höflichkeit, die uns alle andern bisher erwiesen hatten. Er sprach uns auf deutsch an. »Folgt mir, bitte«, sagte er langsam und mit fremdartigem Einschlag, »Joll möchte Euch sprechen.« Das überraschte uns so heftig, daß wir zu fragen vergaßen, auch ging er rasch vor uns her, öffnete ein Zimmer und schob uns über die Schwelle. »Ein wenig warten.« Er deutete auf die bequemen Stühle, lächelte und ließ uns allein.

— 3 —

Der Raum war nach einer Seite offen und ging wie es schien auf einen breiten Balkon hinaus. Ein mächtiger Schreibtisch in der Form eines Hufeisens beherrschte die Mitte. Kleine Hebel, Drehknöpfe und matterleuchtete Glasplatten machten ihn fremd. Plötzlich sprach eine Stimme, ohne daß wir ahnten, woher sie kam. In einer der gläsernen Schreibunterlagen zeigte sich bunt der Kopf eines

Mannes, neigte sich wie lauschend vor, als erwarte er eine Antwort, und zerfloß vor unsern Augen in hellen Nebel.

Hein sah sich nach allen Seiten vorsichtig um und wischte mit dem Daumen über die Stelle, wo das Bild verschwunden war, es folgte jedoch nichts.

»In den Südstaaten«, flüsterte er und trat mir zur Bekräftigung auf den Fuß, »haben sie elektrische Folterkammern ...! Da war old Kappy, ein Schaueremann, schwarz von Angesicht, aber mit einem engelweißen Herzen ... Sie brauchten aber ein Geständnis, wer die hundert Barrels Tran gestohlen hätte ... Dat heißt, der Frachter hatte sie selbst auf die Seite gebracht, wegen die Versicherung, muß Du wissen ... Als old Kappy aus der Zelle wieder rauskam, hatte er zeitlebens 'n schiefes Gesicht, dat linke Bein war außer Gang gesetzt un er hatte allens gestanden, wat er nicht begangen hatte. Später haben sie ihn gehangen, womit er zufrieden war, wat is 'n Docker mit 'n lahmes Bein, frag ich?« Er wurde noch leiser. »De Düwel mag wissen, wat for Hallunken uns hier in ihr Garn verwickeln. Dat schlimmste is, dat sie dir mit 'n büschen Strom windelweich machen wie 'n Schwabber, un wenn du sonst 'n Kerl bist, der mit Doppelzentnern Fangball spielt ...« Er krampfte in ohnmächtiger Wut seine Fäuste.

Man hatte uns bisher zuviel guten Willen bewiesen, während wir doch gewohnt waren, mit groben Nieten ans Elend gehämmert zu werden, sobald uns die Groschen in der Tasche ausgingen. Wären wir noch lange uns überlassen geblieben, hätten wir vielleicht zu unsrer »Rettung« eine Dummheit ausgeheckt, denn Heins Befürchtungen hatten mich angesteckt. Zum Glück öffnete sich die Tür und der Mann trat ein, von dem, wie wir nach seiner ganzen Art merkten, unser weiteres Schicksal abhing.

Er blieb dicht vor uns stehn und lugte uns scharf aus hellen, grauen Augen an. Ich glaube, wir gefielen ihm. »Du bist Seemann?« fragte er in gutem Deutsch Hein.

Hein klappte die Hacken zusammen und meldeteforsch für uns beide: »Hein un Korl, schiffbrüchig von der Dreimastbark Albatros, Heimathafen Hamburg ...«; etwas weniger sicher fügte er bei »... uns' Papiere sind versoffen, Herr Präsident, aber dat wir Hein und Korl sind, dat mögen Sie man gläuwen ...«

Der Mann vor uns schüttelte verwundert seinen mächtigen angegrauten Kopf, seine schmalen Lippen preßten sich einen Augenblick lang hart aufeinander und wir fürchteten, er werde uns in den Hackwolf hineinstoßen, der aus Menschenfleisch amtliche Dauerwurst macht.

»Wir sind hier keine Hampelmänner«, sagte er halb finster, halb spöttisch, und ahmte Heins stramme Haltung nach ... »um Ausweispapiere kümmern wir uns schon gar nicht, das laßt mal alles mit dem Albatros auf Grund gegangen sein!«

Wahrscheinlich haben wir auf diese Rede nicht mit gescheitern Gesichtern gezeichnet, denn er lächelte und das flog uns wie eine gute Botschaft ins Herz. Deshalb mochte ich ihn nicht anschwindeln, als er mich fragte, was mich in die Fremde getrieben hätte. Er gehörte zu den Leuten, vor denen Unaufrichtigkeiten krank werden und krepieren.

»Sie wollten mich auf zwei Jahre zum Tütenkleben abkommandieren«, sagte ich.

»Weshalb?« Die grauen Augen verhakten sich in mir, aber von dem Abscheu, den »gebildete Leute« vor einem Zuchthausaspiranten haben, merkte ich nichts. Ich faßte Mut: »Wegen revolutionärer Umtriebe, meinte der Staatsanwalt ...«

Der Mann schwieg lange, was er bei sich dachte, blieb uns hinter seiner hohen, breiten Stirn verborgen. Endlich sprach er: »Der Sturm hat Euch an die Küste der freien Arbeitergenossenschaft von Utopien geworfen. Wenn Ihr klassenbewußte Proletarier seid, werdet Ihr Euch bei uns wohl fühlen. Mehr als irgendwo auf der Welt gilt bei uns gleiches Recht von Geburt an und solidarisches Handeln. Wir haben unser Haus nach unserm Willen gezimmert und ich denke, Ihr werdet finden, daß sich darin gut wohnen läßt.

Wir behaupten in unserm Land die unbeschränkte politische Macht. – Eine dünne Schicht von Geschäftemachern hat sich noch halten können, weil die letzte Revolution glaubte, ihnen Handelsvorrechte einräumen zu müssen, um uns vor Mangel zu schützen. Diese Zeiten liegen längst hinter uns, dennoch hält es die Mehrzahl von uns für eine unnötige Härte, ihren Besitz einzuziehen und meint, diese Leute würden allmählich im eignen Fett ersticken.« Seine Brauen schoben sich finster zusammen, es war deutlich, daß er diese Ansicht nicht teilte. So spann er wohl einige Sekunden lang eigene Gedanken fort, es schien, als habe er uns vergessen.

Endlich besann er sich und kam uns einen Schritt entgegen. »Ihr müßt wählen: wenn Ihr Lakaien bei den Geldleuten werden wollt, könnt Ihr Euch an einen der Gehröcke hängen, die Ihr auf den Dachstraßen spazieren seht, sie brauchen jederzeit Speichellecker und Kammerdiener. Wenn Ihr aber von unserm Schläge seid ...«

Da unterbrach ihn Hein und sagte mit starker Stimme, als müßte er gegen den Wind anrufen: »Ick war schon im Mutterleib 'n organisierter Prolet, un wat de Korl is, da liegt et ooch in de Familie ... Seinen Ollen hat der Bismarck ins Loch gestochen, weil er 'n roten Schlips getragen hat am 1. Mai ...«

Der Mann mit dem Namen Joll schüttelte uns herzlich die Hände:

»Willkommen, Genossen!«

»Ihr müßt vor allem erst utopisch lernen, hatte uns Joll geraten, als er uns entließ, damit Ihr Euch frei bewegen könnt ...«

Ich habe mir das Lernen von fremden Sprachen stets als eine ungeheuer schwierige Sache vorgestellt, was wohl daher kam, daß man uns von Jugend auf einge-redet hatte, alles was über den Platz an der Maschine und die Mietkaserne hinausgehe, taue nicht für ein Arbeiterhirn. In Wahrheit gehört nicht mehr Grips dazu, die Zunge und das Gedächtnis gelehrt zu machen, als den richtigen Ansatz von Hobel oder Feile zu begreifen. Ein tüchtiger Tischler oder Schlosser, der seinen Kram versteht, entwickelt mehr Intelligenz als der durchschnittlich »Gebildete«, der sich für einen Halbgott hält, weil er seine Rede mit fremden Wörtern schmücken kann und Kostproben von Geschichts- oder Kunstverständnis verteilt, die nach gegorenem Pflaumenmus schmecken.

Damals hatte ich noch einen dunklen Respekt vor dieser Art und traute mir nicht zu, in Kürze im neuen Leben Wurzel zu schlagen.

Es kam aber anders.

Man führte uns in ein Zimmer, das wir für eine noble Barbierstube hielten, und setzte uns in die verstellbaren Nickelstühle.

»Mir hinten kurz raus!« sagte Hein und deutete auf seinen Haarschopf. Der Mann im weißen Mantel, der hier hantierte, wunderte sich und schüttelte den Kopf. »Nein«, meinte er freundlich auf deutsch, »durch die Ohren und Augen hinein ...«

Wir sprangen auf und wollten auskratzen, aber er beruhigte uns. »Ihr seid hier im Institut für Lehrsclaf«, erklärte er, »und lernt in der Hypnose die Grundlagen unsrer Sprache. Wenn Ihr jeden Tag ein bis zwei Stunden zu mir kommt und in der Zwischenzeit Euch lebhaft mit den Genossen unterhaltet, seid Ihr in spätestens einer Woche perfekte Utopier.« Wir widerstrebten nicht länger, zumal die Art dieses Mannes wohligh einschläfernd auf uns wirkte. Halb liegend wurden uns Hörbügel an die Ohren geklemmt. Aus einem Schrank holte der Mann eine flache Scheibe, einer Fonografenplatte ähnlich, und steckte sie in einen Apparat. Über die Wand vor uns begannen Schriftzeichen zu laufen. Bevor wir noch recht was denken konnten, schliefen wir schon.

Wir erwachten wie aus traumlosem, erfrischendem Schlummer. Einige Leute umstanden uns, ihre Rede klang nicht mehr fremd, und als sie uns ansprachen und wie gute Freunde begrüßten, antworteten wir, als wäre das ganz natürlich, in ihrer Sprache und konnten ihnen für ihre Mühe danken. Ihr werdet verstehn, wie froh wir waren, nicht mehr stumm wie Stockfische zwischen vergnügten Menschen herumschwimmen zu müssen.

Wir zogen los. Unsren neuen Freunden machte es Spaß, uns in ihre Welt einzuführen. Sie verwunderten sich, daß wir über Dinge staunten, die ihnen längst selbstverständlich waren. Wir wiederum kamen uns wie Buschneger vor, die zum ersten Mal eine Stadt beziehen.

Allein schon die Tatsache, daß sich das ganze Leben oben auf den Dachstraßen abspielte, daß es da Gartenanlagen und Spielplätze gab und Hallen mit versenkba- ren Glaswänden, die bei starkem Wind oder Regenwetter nach Belieben geschlossen werden konnten, mutete uns märchenhaft und unwirklich an. Breite bequeme Liegestühle luden überall zum Sitzen ein, ohne daß ein dienstbarer Geist auftauchte und Benutzungsgebühr verlangte. Es war wie in einem schönen gepflegten Kurpark, nur daß Kranke, Gebrechliche und aufgeputzte Nichtstuer fehlten. Denn das wunderbarste an allem waren die Menschen, die sich Proletarier nannten und sich doch so frei und ungebeugt, so leicht, kraftvoll und sicher bewegten, wie es nur dem gegeben ist, der niemals mit der Not auf Leben und Tod ringen mußte. Aufrecht und wohlgebildet wie ihre Körper waren ihre Gedanken. Alle die tausend Listen und kleinen Betrügereien, die wir täglich anwenden müssen, um uns Geltung zu verschaffen und den Vorteil zu erjagen, ohne den wir von den Nachdrängenden zertrampelt werden, hatten hier keinen Sinn. Vielleicht waren sie keine »besseren« Menschen als wir, aber die Form des Zusammenlebens, die sich unter ihnen herausgebildet hatte, schloß böse Raubleidenschaften einfach aus und erzog sie zu geraden heiteren Wesen, denen nichts natürlicher war als Hilfsbereitschaft und mitteilsame Freundschaft. Weshalb sie so sein konnten? Der ungeteilte Ertrag ihrer Arbeit floß ihrer Gemeinschaft zu, die Arbeitsenergien waren ökonomisch zusammengefaßt, und in weit höherem Maße als bei uns ersetzte der Maschinen-Automat das Werk der Hand. Bis ins letzte durchdachte Technik und Rationalisierung bedrohte hier nicht die Existenz des Arbeiters, sondern steigerte sie. Die tägliche Arbeitspflicht betrug vier Stunden.

Bei diesem ersten Spaziergang begegneten wir auch anderen Gestalten: Männern mit schwarzem Gehrock, den Zylinder auf dem Haupt, die Brust übersät mit klirrenden Orden und Medaillen. Sie schwitzten unter ihrer Würde und zeigten saure Mienen. Das waren die Geschäftemacher, von denen Joll gesprochen hatte. Kein Mensch kümmerte sich um sie, wenn sie steifgebügelt vorüberstelzten. Sie mochten wohl selbst fühlen, daß sie nur noch geduldet waren, so griesgrämig und verbissen schauten sie drein und verschluckten ihren Ärger, wenn sie vor den fröhlichen leichtgekleideten Genossen ausweichen mußten. Man nannte sie kurz: die Privaten.

Wir wunderten uns, daß sie so feierliche Anzüge trugen und so schweren Klimperkram. Darüber belehrten uns lachend die Genossen. »Staatsgesetz!« erklärten sie. »Ihr wißt doch, wie sehr diese Herren an Titeln und sichtbaren Auszeichnungen hingen und sie benutzten, um sich über das »gemeine Volk« zu erheben. Wir verleihen sie ihnen noch viel bereitwilliger als ihre Regierungen in früheren Zeiten. Nur knüpfen wir daran die Bedingung, daß sämtliche Orden und Ehrenzeichen ständig zu tragen und im Verkehr mit den Behörden alle Titel und Rang-Bezeichnungen zu nennen sind, bei Strafe der Enteignung des Besitzes. Der da drüben«, sie zeigten auf einen vorüberschnaufenden Specknacken, »schleppt zum Beispiel die dreipfündige Staatsmedaille für Klassenmord über dem Herzen und die fünfpfündige Ehrenkette für Presseschwindel mit dem Großkomturkreuz für fortgesetzte Steuersabotage um den Hals, und man kann begreifen, daß er sich dabei nicht besonders wohl fühlt. Wollen mal hören, wie er heißt.«

Wir traten zu ihm und fragten nach seinem Namen. Er rollte fürchterlich die Augen, zog jedoch höflich den Hut und ächzte: »Graf Speck zu Klauburg, wirklicher geheimer Dividendenschlucker und Konjunkturschwindler, Staatskassenausplünderungsrat a. D. und Ehrenmitglied der Akademie der erfolgreichen Konkurskünste, zu dienen, meine Herren.«

Wir bedankten uns und ließen ihn laufen.

Hein kniff mich in den Arm. »Schade«, meinte er, »dat hier nich Willem seine flüchtigen Zelte aufgeschlagen hat. Ick würde ihm 'ne hundertpfündige Gasgranate mit Weltkriegsleichengestank unter die Neese hängen und ihn zum Professor für Fahnenflucht und Volksverrat ernennen.«

— 5 —

Am Abend bezogen wir ein großes, luftiges Zimmer in einem der Gemeinschaftshäuser.

Wir vermißten leider in unserer Wohnung die ersehnten Betten und glaubten schon, in Utopia lege man sich nachts auf den kalten Fußboden und decke sich mit seiner eigenen Haut zu. Einer unserer neuen Freunde, der unseren Kummer bemerkte, drückte lächelnd auf einen Knopf. Da schoben sich die getäfelten Wände auseinander und je ein blitzendes Metallbett klappte sich geräuschlos herunter. Ebenso kam eine Wascheinrichtung zum Vorschein, die man tagsüber verschwinden ließ. Wohn- und Schlafzimmer getrennt in einem Raum.

Während wir uns auszogen und wuschen, meinte Hein, wenn das so weiter gehe, würde er in acht Tagen zu faul sein, sich noch einen Hosenkopf selber

zuzumachen. Er stemmte zwanzigmal den massiven Tisch, der zwischen den Fenstern stand, um sich auszuarbeiten, fiel dann in die Kissen und atmete sofort im Schlaf wie ein gewaltiger Blasebalg.

Ich löschte das Licht und schaute hinaus auf das Meer. Boote mit bunten Lampen schwankten auf der glitzernden Fläche. Fröhlicher Gesang tönte herauf. Im Süden und Norden der Bucht strebten wie Lichtsäulen riesige Scheinwerferstrahlen gegen den Himmel und erleuchteten die Dunstschicht der dünnen Wolkendecke. Über dem Zentralhaus der Genossenschaft brannte eine riesige rote Fackel, deren Schein über die ganze Stadt flog.

Dieses gewaltige Wahrzeichen leuchtete noch in meine Träume hinein.

Am nächsten Morgen waren wir uns selbst überlassen. Nachdem wir im Lehrschlaf unsere Kenntnisse mühelos erweitert hatten, bummelten wir durch die Hafenanlagen, die Hein fachmännisch und höchst anerkennend beurteilte. »Dat is allens wunderscheun«, meinte er, »aber wat fehlt, dat sind lütte Kneipen, wo man sich von 't Zukieken erholen kann.«

Als wir einigen schmucken Mädels begegneten, lud er sie zu einem kleinen Amüsemang ein, aber sie lachten bloß und gingen weiter. Er kaute kräftige Worte zwischen den Zähnen, die zum Glück niemand verstand. Seine Laune war überhaupt nicht die beste. Wir hatten im Genossenschaftshaus um Arbeit angesprochen. Das hat Zeit, Jungens, hatte man uns gesagt, ruht Euch aus, schaut Euch im Land um. Die Genossenschaft sorgt für alles, was Ihr braucht. Ihr könnt auch Privatgeld kriegen, wenn Ihr mal den Pfeffersäcken einen Besuch abstatten wollt. Nur bitten wir Euch, ihre Schnapsdestillen zu meiden ... Werdet schon selbst darauf kommen, daß man den Goldonkels am besten aus dem Wege bleibt, sie gehören in eine andere Welt, die uns nichts angeht.«

Hein hatte draußen gebrummt, umsonst, auf Staatskosten lebten nur die feinen Leute, er würde lieber 'ne tüchtige Heuer verdienen und alles mit einem Mal auf den Kopp hau'n und so was wie St. Pauli hätte er hier noch nicht bemerkt und Vorschriften ließe er sich schon gar nicht machen. Wir hatten uns deshalb ein bißchen verzankt.

So gingen wir nebeneinander her, ohne eben viel zu reden, und kamen in ein anderes Stadtviertel, das unregelmäßig gebaut und europäisch war. Ich wollte umkehren, hier begann die Siedlung der Privaten, und das kannte ich. Aber Hein piff sich eins und wurde munter. Vor einem niedrigen Laden, durch dessen Scheiben ein Bartisch mit Flaschen in allen Formen und Farben schimmerte, blieb er wie hypnotisiert stehn.

Ich ahnte das Verhängnis. Weder gute noch böse Worte halfen. Hein schob

mich energisch beiseite, stieß die Tür auf, trat wuchtig ein und forderte einen »Drink«. Der Bürger hinter dem Bartisch verstand nicht und geriet sichtlich in Verlegenheit.

Kurz entschlossen ergriff Hein eine der Flaschen und tat einen kräftigen, prüfenden Schluck. »Gut!« sagte er zufrieden und trank weiter.

Der Bürger erhob Zetergeschrei. Von der Straße liefen Genossen und Private herbei. Die Arbeiter waren starr vor Staunen, dann versuchte einer Hein die Flasche vom Mund zu reißen.

Ha, da kam Leben in die Bude.

Hein begann sich wohlzufühlen. Er zerschmiß mit der leeren Böttel ein Fenster, streifte sich im Nu die Ärmel auf und ging wie ein wütender Bulle auf die Leute los. Er boxte, als wollte er die Weltmeisterschaft gewinnen. Stühle flogen, Haarbüschel sausten durch die Finger. Einige Gehröcke wurden verstaucht. Ordenssterne klirrten über den Boden.

Allein die Männer von Utopia waren stärker, als der brave Hein gerechnet hatte, und bald lag er reglos in der Schraube von acht festen Fäusten.

Jetzt stecken sie uns ins Loch, dachte ich. Der schöne Traum hat ein Ende.

Sie schleppten Hein, der nur mit den Augen gefährlich rollen konnte, in die Zentrale. Ein älterer Genosse hörte ihren Bericht. Hein, jetzt freigegeben, stand halb trotzig, halb verlegen vor ihm.

Der Utopier schaute ihn lange ruhig an, sagte dann:

»Armer Kerl, du hast deinen Lebtage noch nie eine sorgenlose Stunde gehabt, kannst mit dir selber nicht umgehen, wenn dich mal keiner hetzt, mußt die Freiheit des Proletariats erst lernen.«

Hein senkte beschämt den Kopf.

»Willst du mit den Fischern auf See?«

»Topp«, sagte Hein und schüttelte dem Alten kräftig die Hand, »'n Kerl wie ich taugt nicht zum Spazierengehen.« Die Genossen lächelten.

— 6 —

Hein hatte nun seinen Dienst, blieb tagelang auf See. Wenn er zurückkam, brachte er frische Salzlucht und gute Laune mit. Seine Kameraden gefielen ihm, waren derbe, fröhliche Gesellen. Er vergaß seine Rauflust, packte nur zu, wenn es praktische Arbeit galt.

Ich dagegen beherzigte den Rat der Genossen, mir die Einrichtungen ihres Landes anzuschauen, bevor ich eine Tätigkeit wählen wollte.

Zunächst fuhr ich hinaus in die Kindersiedlung. Sie umfaßte einen gewaltigen

Landkomplex. Die Gebäude, nur einstöckig, rings von breiten, überdachten Terrassen umlaufen, lagen weit verstreut im Park- und Wiesengelände.

In jedem Haus waren ungefähr hundert Buben und Mädels untergebracht. Im ersten Stock lagen die luftigen Schlafsäle und Wohnräume, im Erdgeschoß die Werkstätten, Schulräume, ein Weiheraum. Elektrische Küche, Speicher, Wasch- und Baderäume im Keller.

Solange es das Wetter einigermaßen erlaubte, spielte sich alles Leben im Freien ab. In den schwülen Sommernächten zog die ganze Kolonie mit Hängematten in die benachbarten Wälder und schlief dort.

Ich wanderte von Haus zu Haus und merkte kaum, wie der Tag verging. Gegen Abend kam ich auf eine sanfte Anhöhe. Die Vorsteherin des weißen Hauses, das dort zwischen immergrünen Bäumen wie auf einer Insel lag, bewillkommnete mich herzlich. Sie war ein schönes Mädchen von etwa 24 Jahren.

Wir setzten uns vor die Terrasse auf eine Bank und genossen den Ausblick auf das ferne Meer, über das die letzten Strahlen der Sonne liefen. Vor uns, auf den Wiesen, tollten die Buben und Mädels nackt und unbekümmert.

Sie kamen zu uns heraufgesprungen und baten uns, ein Fangenspiel mitzumachen.

Ich kratzte mich bedenklich hinterm Ohr. Aber schon war die Genossin aufgestanden, hatte ihren Rock abgestreift, gab mir lachend einen Klaps auf die Schulter und lief davon.

Ich erinnerte mich plötzlich, vor 20 Jahren ein berühmter Indianerhäuptling gewesen zu sein, wofür mir mein Vater häufig genug die Hosen straffgezogen hatte.

Mit echtem Siouxgeheul sprang ich auf und setzte der hellen, schlanken Gestalt nach. Die Kinder rannten mit, schrien und feuerten uns an. Leider sah ich bald ein, daß der große Häuptling seine Künste überschätzt hatte. Die schöne Verfolgte neckte mich, versteckte sich hinter Bäumen, schlug die gefährlichsten Haken, entwischte immer wieder wie der Wind. Schließlich, als ich wie ein gefoppter Jagdhund japste, ließ sie sich freiwillig fangen. Die Kinder jubelten und verspotteten meinen kurzen Atem.

Inzwischen waren die Sterne aufgegangen und ich dachte mit Wehmut an den weiten Rückmarsch.

Die Genossin rief die Kinder zusammen und sprach mit ihnen: »Wollen wir dem Genossen Karl – sie hatte sich meinen fremdländischen Namen gut gemerkt – Asylrecht gewähren?«

»Ja«, schrien alle, »er soll bei uns bleiben und uns morgen von den Genossen in Europa erzählen!« Ein Fünfzehnjähriger, der wohl die Hausverwaltung führ-

te, trat vor und meinte sachlich: »Wir haben in den Schlafsälen alle Betten belegt, du mußt Karl mit in dein Zimmer nehmen, Genossin.«

Sie nickte zustimmend. »Gewiß, das zweite Bett bei mir steht frei, komm!«

Mir wurde heiß und kalt und ich wäre plötzlich herzlich gerne nach der Stadt zurückgetraut. Aber weshalb denn? Ich gab mir einen Ruck. Endlich frei werden von der Schamlosigkeit, den Körper wie ein aussäztiges Geschwür zu verbergen. Endlich sich seiner wohlgeratene Glieder freuen dürfen. Erst hier spürte ich, wie weit ich schon vermuckert war.

Ich schlug freudig ein und gelobte mir im stillen, den ganzen Plunder einer verlogenen Unmoral gründlich zu vergessen.

Wir gingen in das Haus. Lange Tische wurden auf die Terrassen herausgeschoben, dort aßen wir. Lieder wurden gesungen. Zart girrende Instrumente summten in die Nacht hinaus. Von einem Nachbarhaus kamen Burschen und Mädels zu Besuch. Sie hatten in ihrer Werkstatt in monatelanger Arbeit eine Verbesserung an der automatischen Weichenstellung herausgetüftelt und berichteten nun voller Erfinderstolz von den Vorzügen ihres Systems.

Die Debatte wurde von unseren Jungens sachkundig geführt. Als man sich in einigen technischen Fragen an mich wandte, konnte ich leider nur mit den Schultern zucken.

Ich war froh, als meine Zimmerkameradin die Sitzung aufhob.

Lange lag ich wach und lauschte auf die ruhigen, tiefen Atemzüge der Schläferin neben mir.

»Jana« war sie von den Kindern gerufen worden.

»Jana – Jana« flüsterte ich vor mich hin.

Und ich pries unseren Schiffbruch als ein glückliches Verhängnis.

— 7 —

Ich blieb etliche Tage in der Kindersiedlung. Wir durchstreiften gemeinsam den riesigen Park, badeten im Meer, trieben Laufsport am Strand, kletterten im Felsgebiet der Berge. Häufig übernachteten wir im Freien und ließen uns von dem nächstgelegenen Siedlungshaus verpflegen.

Unsere schöne Führerin und Kameradin wuchs mir immer mehr ans Herz. Da ich ihr offenbar auch nicht gleichgültig war, wälzte ich schüchterne Heiratsgedanken, wagte mich aber nicht damit heraus. Die Utopier dachten in allen Stücken anders als wir. Ich wollte nicht ausgelacht werden.

Zum Glück fehlte es nicht an Ablenkung.

Die Jugendgenossen fragten mir die Seele aus dem Leib. Sie wollten von mir,

als Augenzeugen, bis in die geringsten Kleinigkeiten wissen, wie es jenseits von Utopien in der Welt aussehe. Besonders ausgiebig mußte ich vom großen Weltkrieg erzählen. Des Staunens und Wunderns war kein Ende. Vor allem wollten sie nicht glauben, daß die Proletarier der verschiedenen Nationen, die sich der Internationale zugelobt hatten, einander als Feinde totgeschossen und -gestochen hatten.

»Wie dumm, wie dumm!« schrie ein zehnjähriger Knirps und schlug einen Purzelbaum auf der Wiese. »Wie dumm!« riefen die anderen im Chor und schüttelten verwundert die Köpfe.

Ich antwortete verärgert, man dürfe den gewaltsamen Tod von Millionen Menschenbrüdern nicht mit so leichtfertigen Worten abtun. Jana fiel mir in die Rede: »Warum nicht?« sagte sie. »Die Genossen in Europa und Amerika kannten die Verlogenheit der kapitalistischen Presse und ließen sich doch von ihr zum Massenmord begeistern. Sie wußten, daß die Herstellung von Granaten, Minen, Gasen durch einen Weltrüstungsstreik augenblicklich hätte unterbunden werden können, streikten aber nicht. Wir nennen dergleichen dumm und haben kein Mitleid mit Leuten, die durch ihre eigene Torheit umkommen.«

Ich versuchte, nun wenigstens durch den Veitstanz der Milliarden und Billionen aus der Inflationszeit meinen Zuhörern zu imponieren. Da kam ich aber schön an.

»Kennen wir!« riefen sie durcheinander und forderten lachend Jana auf, mir die Geschichte von Ludo Stinkes zu erzählen.

»Ludo Stinkes«, hub sie an, »war Besitzer von Bergwerken, großen Industriewerkstätten und der einflußreichste Bankier von Utopia. Sein Lieblingsplan war, das ganze Verkehrsnetz des Landes, Eisenbahnen und Schifffahrt, in seine Hände zu bekommen. So gewaltig nun aber auch seine Mittel waren, wußte er doch, daß sie nicht ausreichten, den großen Nationalbesitz an sich zu bringen. Er entwertete daher durch viele Kniffe und bestochene Politiker das Geld, ramschte zusammen, was erreichbar war, und bezahlte mit wertlosen Scheinen.

Die Arbeitergenossenschaft, der es bis dahin nicht viel besser gegangen war als bei euch, erkannte den günstigen Augenblick. Sie ließ sofort ihre sämtlichen Druckmaschinen Banknoten drucken. Tag und Nacht. Wochenlang konnten die Zeitungen nicht erscheinen. Durch zuverlässige Mittelsmänner, die sich den Anschein von zunftmäßigen Kapitalisten gaben, kaufte sie alle Wasserkräfte des Landes und die ganze Meeresküste an. In den größten Werkzeugfabriken wurden Streiks provoziert und scheinbare Zerstörungen angerichtet. Die Aktien fielen gewaltig, und wir kauften die Mehrheit für einen Pappenstiel. Im Höhepunkt der Bewegung wurde plötzlich Generalstreik der Eisenbahner verkündet und am

gleichen Tage entwaffnete das gesamte Proletariat die Polizeitruppe. Die sofort gebildete Arbeiter-Regierung übernahm den Schutz der Nationalgüter und erklärte die bisherige Verwaltung für unmündig. Die Spitzen der alten Behörden wurden, soweit sie sich widerspenstig zeigten, als unartige Kinder in Erziehungsheime geschickt, wo sie praktischen Unterricht in Gemeinschaftsarbeit erhielten.

Es war eine rechte Freude, den Herren Sekretären, Räten und Anwälten des Unrechts zuzusehen, wenn sie im Takte Straßen pflasterten oder unter kräftigem »Zu–gleich!« Balken trimmten.

Die Genossenschaft aber war im Besitz der Produktionskräfte. Wir bauten die ungeheuren Fernkraftwerke, die die Gewalt des Meeres und der Ströme in Elektrizität umsetzten, und haben das Monopol der Energie.

Stinkes floh auf seiner Jacht noch rechtzeitig nach Europa, in der Hoffnung, dort Dämmere als uns zu finden.«

»Das walte Gott!« vollendete ich nachdenklich.

Ich beteiligte mich am Unterricht, hatte aber wenig Gewinn davon, weil mir alle Unterlagen fehlten. Selbst wenn ich, wie es bei den Kindern geschah, im Lehrschlaf die Grundelemente gelernt hätte, so fielen doch alle Zwischenglieder aus, vor allem in den naturwissenschaftlichen Fächern, die einen breiten Raum einnahmen. Überhaupt wunderte ich mich, daß die Jungens und Mädels geradezu eine Leidenschaft für Mathematik entwickelten. Von dieser hatte ich bisher meine eigene Ansicht.

Als ich ein halbwüchsiger Bursche war, kam manchmal der Hermann von Doktors aus dem ersten Stock zu uns runter in die Kellerwohnung. Ich mußte ihm auf Vaters Hobelbank ein Gestell für seine Steinsammlung oder was ähnliches zusammenpfuschen. Er saß dann neben mir, paßte auf, wie ich Vaters Hobel stumpf schob, und schimpfte sich mal gehörig aus. »Was du auf dem Gymnasium lernst, Karl«, belehrte er mich mit fuchtelnden Armen, »das ist alles Quatsch. Vater sagt's auch. Aber wenn du mal 'n tüchtiger Rechtsanwalt werden willst, so wie mein Alter einer ist, da mußt du dich eben durchpauken. Mit den Sprachen ... na ja, das gehört eben zur Bildung, weißt du, damit kannst du Eindruck schinden. Aber die Mathese, das ist der größte Bockmist, den es auf der Welt gibt.« Er kritzelte mir mit dem breiten Zimmermannsblei allerlei Buchstaben, Klammern und spitze Tüten auf ein frisch abgezogenes Brettchen und fragte mich, ob ich mir was dabei denken könne? Ich gab ihm recht. »Klar, Hermann, das ist Bockmist«, sagte ich aus innerster Überzeugung und freute mich, daß ihn diese deutliche Zustimmung tröstete.

Der Genosse Ingenieur, der wöchentlich einige Male in die Jugendsiedlung kam, um die theoretisch-praktischen Diskussionen zu leiten, belehrte mich eines anderen.

»Von den praktischen Forderungen der Technik her«, sagte er, »die jeden von uns beschäftigen, weil sie ein Element unserer Freiheit sind, dringen wir zu den Grundbegriffen der Chemie und Physik vor. Dazu gehört vor allem Mathematik. Sie stellt die Verbindung dort wieder her, wo unvollkommene Einsicht das Naturwirken in zwei Hälften geteilt hat.

Hast du einmal durchdacht, Karl, wie wichtig es für die Arbeiterschaft ist, die Technik unseres Zeitalters mit allen, auch den theoretischen Voraussetzungen, zu beherrschen? Sie ist das Nervensystem des Gemeinschaftskörpers. Durch sie leben wir alle in der gleichen Gegenwart. Bei euch aber leben die Menschen nur äußerlich im gleichen Augenblick. Ihr Denken spaltet sie in viele Jahrhunderte. Leibeigenschaft, Gespensterfurcht – und Aberglaube verdunkeln noch viele Köpfe, Raffgier, Herrschsucht und Landsknechtsroheit nehmen andere für gutes Recht. Gewiß finden sich auch freiere Geister, die über den persönlichen Vorteil hinausdenken. Die halten sich dann für einzigartig, einsam und gehen an der Hochmutskrankheit zugrunde.

Selbst in der organisierten Arbeiterschaft sind genug, die sich für viel gescheiter halten als die anderen und nur so tun, als wollten sie sich's nicht merken lassen. Wenn ein solcher Führer wird, nicht wahr, ist er auch schon ein kleiner Alleinherrscher, der Respekt und guten Glauben verlangt ... Der gute Glaube ist der Tod des Sozialismus, so hat uns Joll gelehrt.

Wie die Erde und die Welt eingerichtet ist, welche Kräfte sie uns schenkt, damit der Körper nicht mehr ermüden muß, wo ihn die Maschine ersetzen kann, das geht jeden von uns an. Wir lernen es in unseren Jugendgemeinschaften fast im Spiel.«

»Ihr lernt es, weil niemand euch dazu zwingt«, sagte ich. Mir war, als spiegelten sich in dem klaren Gesicht des Mannes eigene Gedanken, zu denen ich früher keinen Mut gehabt hatte. Jana, die zugehört hatte, sprach sie für mich aus: »Die Freiheit, die alle bindet, duldet keinen Zwang, da hast du recht. Aber jeder, der in ihr aufwächst, will ihren Raum erweitern und dient so dem Gemeinsamen.«

Mit Jana kam ich in diesen Tagen nicht über herzliche Kameradschaft hinaus. Ich wagte nicht, ein ernstes Wort zu sprechen, denn ich fühlte, daß meine Begriffe vom Zusammenleben – auch in der Liebe – wahrscheinlich immer noch zu europäisch waren, um recht verstanden zu werden.

Ich ertrug die stille Reinheit des Kinderparadieses nicht länger und zog wieder in die Stadt zurück, in der Absicht, meinen Liebeskummer in Vergnügungen oder Arbeit zu ersticken.

Im Quartier traf ich Hein, der einige Tage Urlaub hatte, denn der Bedarf an Fischen war gedeckt und man fing nicht mehr, als man brauchte.

Der große Kerl fiel mir um den Hals und freute sich mächtig, mich wiederzusehen. Er merkte gleich, daß bei mir etwas nicht stimmte. Ich verschwieg ihm mannhaft mein Leid und ärgerte mich, als er ahnungsvoll durch die Zähne pfiiff.

»Mensch, du hängst ja die Flügel wie 'n angeschossener Enterich«, meinte er. »Komm, heute abend wollen wir mal 'n ordentliches Ding drehn. Soll doch mit 'm Deibel zugehen, wenn's hier nich so was wie St. Pauli und die Reeperbahn gibt. Erst fallen wir mal in 'n Kientopp rin. Ich hab 'ne mächtige Sehnsucht nach 'm Drama mit 'ner Portion Liebe drin ...«

Na schön. Ein Wort für Kino hatten wir nicht gelernt. Wir erklärten also mühsam einem Genossen, was wir suchten. Richtig, so was hatte es früher gegeben, vor dreißig oder mehr Jahren. »Jetzt machen wir das anders«, sagte er stolz und führte uns in eine gewaltige Arena, in der schon Tausende von Menschen in bequemen Sesseln warteten. Der Raum war gegen den Nachthimmel offen, konnte aber im Winter oder bei Regen durch riesige Faltwände, die jetzt unterirdisch versenkt waren, geschlossen werden.

Die Lampen verlöschten. Dafür erstrahlte die leere Mitte des Raumes in Tageshelle. Gewaltige Eisenkonstruktionen und Maschinen fügten sich zur Fabrikhalle, in der sich plötzlich, wie aus dem Boden gewachsen, Menschen bewegten und sprachen. Obwohl wir ziemlich am Rand des Theaters saßen, verstanden wir jedes Wort, ohne daß die Spieler sich anzustrengen schienen.

»Das müssen ja Riesenkerle sein«, sagte Hein. »Wir sitzen unsere dreißig Meter von ihnen weg, dabei sind sie so groß, als stünden sie neben uns.« Er grubelte jedoch nicht lange nach und war ganz Spannung. Mein Nachbar erklärte mir leise, das Ganze beruhe auf einer plastischen Lichtspiegelung. Die Vorstellung gehe soeben 1000 Kilometer von hier in der Hauptstadt Utopolis vor sich und werde drahtlos an alle Theater Utopiens telegraphiert. Ebenso würden die Worte übertragen und durch Lautsprecher über den ganzen Raum in natürlichem Redeton verbreitet. Die Übertragung war in Farbe und Ton so vollkommen, daß ich geschworen hätte, lebendige Menschen vor mir zu sehen.

Das Stück selbst gab einen Ausschnitt aus der revolutionären Geschichte der Arbeiter-Genossenschaft. Schauplatz des Spiels war ein Eisenwalzwerk.

Rotglühende Eisenblöcke werden von schweißtriefenden Männern auf niedrigen Karren an die Walzen herangebracht.

»Wie sich die armen Hunde damals schinden mußten«, sagte eine Genossin vor mir.

Der Unternehmer im weißen Sommeranzug steht dabei und schimpft über die Saumseligkeit der Arbeiter.

Einer der Schmiede tritt auf den Unternehmer zu, während die anderen sich auf die langen Greifzangen stützen, und bittet ihn um eine Lohnzulage. Es sei unmöglich, mehr zu leisten, wenn man kaum den größten Hunger stillen könne.

Der Unternehmer brüllt den Mann an, er sei entlassen, er dulde keine Aufwiegler ...

Der mächtige Schmied tut einen Schritt gegen den zornroten Mann in der weißen Kapitänsmütze, nicht drohend, sondern als wolle er eindringlicher seine Forderung begründen.

Der Unternehmer schlägt ihm die Faust ins Gesicht, reißt zwei Revolver aus den Taschen und kreischt:

»Hände hoch!« Der Getroffene taumelt rückwärts, rutscht und stürzt auf den glühenden Eisenblock, der ihn gräßlich verbrennt. Die Kameraden müssen seiner grausamen Qual mit erhobenen Händen untätig zusehen, denn zwei Feuerrohre drohen zwölffachen Tod.

»Dieser Schmied war ein Vorfahre von Joll«, belehrte mich mein Nachbar.

Leidenschaftliche Streikversammlungen folgen. Kämpfe gegen das Militär, das die Eisenwerke besetzt hält, fordern Proletarierblut. Die Villa des Unternehmers geht in Flammen auf. Ein Teil des Militärs tritt auf die Seite der Revolutionäre. Der Kampf ist gewonnen. Über den gewaltigen Eisenhallen des Werkes flattert im Sturm die riesige rote Fahne.

Die Zuschauer jubelten ihr zu, sprangen von ihren Sitzen, und brausend erscholl im Massengesang die Internationale.

Nach einer Pause kam »Das Leben in der alten Welt«. Der Genosse neben mir erklärte, daß als Frachtdampfer maskierte Schiffe der Utopier ständig unterwegs wären, um mit feinsten Aufnahmeapparaten die Vorgänge auf den alten Kontinenten zu kontrollieren und als Anschauungsunterricht nach Utopien zu telegraphieren.

Plötzlich erschien in leibhafter Größe im schönsten Sonnenschein die Einfahrt in den Hamburger Hafen. Langsam näherten wir uns den Landungsbrücken.

Hein war auf gesprungen und röchelte, keines Wortes mächtig, wie ein verwundeter Stier.

Da war ja auch seine geliebte Reeperbahn. Matrosen schlenderten, ihre Mädchen am Arm, und verschwanden in den kleinen Kellerkneipen.

Um die Ecke eines Seitengäßchens bog ein hübsches, dralles, aufgeputztes Frauzimmer. Da krachte unter Heins Fäusten die Barriere zusammen. Er brüllte:

»Hallo, Kathrin! Hier ist Hein!« Sie kehrte sich nicht an den Zuruf, winkte sich einen Heizer, der an der Laterne lehnte, heran und drückte sich an seine Schulter.

In Heins Faust sah ich plötzlich ein Messer blitzen. Wie besessen schreiend, sprang, flog er über die Sitzreihen hinunter zur Mitte, stach nach den schimmernden Lichtschemen, schlug um sich und brach ohnmächtig zusammen.

Man trug den Bewußtlosen hinaus.

— 9 —

Das Erlebnis in der Lichtspiel-Arena hatte Heins Gemüt umdüstert. Er stellte tief-sinnige Betrachtungen über die Treulosigkeit der Weiber an und schwur seinem Nebenbuhler fürchterliche Rache. Überhaupt fühlte er sich seit dieser Sache nicht mehr recht geheuer in Utopien. Er verwirrte Schein und Wirklichkeit, und das Wesen jener großartigen technischen Fata morgana wollte ihm nicht einleuchten.

Wir machten einen Spaziergang am Strand in der Gegend, wo wir uns als Schiffbrüchige gefunden hatten. Hein seufzte, daß sich die kleinen Strandpfützen kräuselten, und wünschte sich, mit den versunkenen Kameraden als Seegespenst in der Kajüte des Wracks »Meine Tante – deine Tante« zu spielen.

Über solchen Gesprächen wären wir beinahe über einen Körper gestolpert, der, halb in den Sand eingegraben, vor uns lag. Ein hübsches Köpfchen hob sich und blickte uns mit schlaftrunkenen Augen an. Dann kam Leben in die Gestalt. Sie sprang elastisch auf.

Eine junge Frau in paradiesischer Unschuld. Ihre Körperformen waren Heins ungetreuer Kathrin nicht unähnlich.

Hein riß die Augen auf, sprang drei Schritt zurück, wehrte sich mit grotesken Handbewegungen gegen die Erscheinung und schrie: »Wieder so 'n verdammter Licht- und Luftquark!« Die junge Frau und ich mußten herzlich über sein Entsetzen lachen. Das wirkte offenbar so natürlich, daß der arme Teufel wieder Mut gewann, sich langsam näher schlich und mit zwei Fingern die Schultern der Schönen berührte, noch in Furcht, ins gespenstische Nichts zu greifen. Das war nicht der Fall. Hein begann aufzutauen und grinste sachkundig. Ohne Zweifel, das war Fleisch und Blut. Er überzeugte sich umständlich von dieser Tatsache, und die Frau lachte noch immer mit einem dunklen Schimmer in der Stimme.

Die Sonne brannte heiß und aus den nahen Gärten duftete es stark herüber.

Hein winkte mir hinter seinem Rücken einen dringlichen Abschied und sagte so obenhin: »Ich komme vielleicht erst morgen nach Hause, ängstige dich nicht, mein Junge.« Nun, ich ängstigte mich keineswegs, machte einen Kratzfuß, der leider nicht bemerkt wurde, und ging, mir eins pfeifend, langsam in die Stadt zurück.

Die Sache mit den geheimnisvoll von selbst lenkenden Autos fiel mir wieder ein, als ich einige leer an einem Parkplatz stehen sah. Ich wußte, daß sie der Arbeitergenossenschaft gehörten und daß jeder sie nach Belieben benutzen durfte. Aber wie man mit ihnen umgehen mußte, davon hatte ich keine Ahnung. Ich bestieg eins und besah mir den Mechanismus. An Stelle des Lenkrads fand ich eine Metallplatte, in die sehr fein und deutlich der Stadtplan eingätzt war. Darüber einen nadelscharfen Zeiger. Kaum hatte ich diesen ein wenig verschoben, fuhr der Wagen an und jagte durch Straßen, die ich noch nicht kannte. Ebenso plötzlich hielt er. Ich erholte mich von meinem Schrecken und begriff, daß die Nadelspitze den Ort auf der Karte bezeichnete, an dem ich mich jetzt befand. Ich rückte sie an einen Punkt der Hafengegend, schon rollten wir und bogen nach wenig Minuten in die Seepromenade ein. Die Sache machte mir großen Spaß. Den ganzen Nachmittag fuhr ich kreuz und quer und war glücklich wie ein Junge, der ein großartiges Spielzeug gefunden hat. Das Wunderbarste daran war, daß der Wagen anderen Fahrzeugen auswich, vor belebten Kreuzungen plötzlich Halt machte, andere Autos passieren ließ und sich so benahm, als hätte er sämtliche nur denkbaren Verkehrsvorschriften auswendig gelernt.

Abends im Quartier fragte ich meinen Nachbarn. »Das ist doch ganz einfach!« erklärte er. »Jeder Wagen hat vorn ein kleines Prismenauge, das auf lichtempfindliche elektrische Zellen wirkt. Auch an den Straßenecken kannst du diese elektrischen Augen sehen, sie sind unauffällig in die Hauswände eingelassen. Das sind gewissermaßen die Verkehrspolizisten. Durch wechselnde Spiegelreflexe regulieren diese mechanischen Augen Geschwindigkeiten und Lenkung.« Er würzte seine Erklärung mit fremdklingenden Fachausdrücken, die ich nicht verstand. Jedenfalls schien mir diese Einrichtung zwar einfach in der Wirkung, aber höchst kompliziert und geistreich in der Erfindung.

»Außerhalb der Stadt kannst du natürlich die mechanische Zieleinstellung nicht brauchen. Du mußt dann die Metallplatte herunterklappen und wie in alten Zeiten das Lenkrad zur Hand nehmen. Aber«, so schloß er geringschätzig, »wer fährt schon heutzutage über Land ... man fliegt, das ist doch viel bequemer.«

Der erstaunlichen Höhe der Technik angemessen, erwartete ich in Utopien gesteigerte Rekordsucht der Menschen.

Ein Genosse, den ich hierüber befragte, belehrte mich anders. Bei einer Lichtbildvorführung aus der »alten Welt« sahen wir einem Automobilrennen an der Küste von Florida zu. Am Ziel erschien plötzlich ein Riesenplakat mit der Nachricht, daß der Wagen Nr. 26 den Stunden-Weltrekord um 17,365 Kilometer verbessert habe. Die amerikanischen Zuschauer gebärdeten sich wie rasend, warfen die Arme in die Luft, sangen Hymnen, brüllten ihre Cheers. Die Lautsprecher heulten wie Schiffssirenen. Ich gestehe, daß die Begeisterung auch mich mitriß. Ich vergaß, eine farbenprächtige Spiegelung vor mir zu haben, fuchtelte mit den Armen und beneidete die Männer, die den Sieger auf ihren Armen durch die tosende Menge tragen durften.

Da merkte ich plötzlich, daß meine Nachbarn um mich herum über mich lachten. Ich besann mich auf die Wirklichkeit, setzte mich beschämt in meinen Sessel und bemerkte nun, daß dieses Ereignis welches in Amerika die Volkseidenschaft entfesselte, auf die Utopier gar keinen Eindruck gemacht hatte.

Mein Nebenmann zur Linken las mir die Gedanken vom erstaunten Gesicht ab.

»Diesen Rummel«, sagte er, »haben wir längst hinter uns. So lange man Maschinen auf gut Glück baut und sich von ihren Leistungen überraschen läßt, mag es Sinn haben, sie zum Wettkampf zu stellen. Sie werden ebenso überzüchtet wie Rennpferde oder Rekordläufer. All dies gehört zum Luxus des kapitalistischen Zeitalters. Reklame, käufliche Sensation, im Hintergrund strahlt in Glorie die Fabrikmarke ...

In der klassenlosen Gesellschaft, die wir nahezu erreicht haben, vergeudet man natürlich keine Mittel für einmalige Leistungen, die den Ehrgeiz eines einzelnen befriedigen. Unsere Werkstätten verlassen nur hochwertige Gebrauchtstypen, die nicht für den Konkurrenzkampf frisiert zu werden brauchen.

Ebenso haben wir keine Freude daran, Menschen in ein mechanisches Training hineinzuhetzen, das sie befähigt, um den Bruchteil von Sekunden schneller ein Ziel zu erreichen als andere, die ihre Zeit noch für andere Zwecke nutzen. Daher ist bei uns der »Professional« als Sportsmann längst ausgestorben.«

Ich wandte ein, daß ein Leben ohne Sensationen, ohne die spielerische Freude am Zufall auf die Dauer unerträglich langweilig werden müßte.

Der Utopier gab das ohne weiteres zu. »Du wirst bereits festgestellt haben«, meinte er, »daß in unserer Presse Sport und Spiel einen wesentlichen Raum einnehmen. Nur beurteilen wir diese Leistungen anders als ihr.«

Wir besuchten am nächsten Tag ein Wettspiel, das unserem Fußball ähnlich ist. Die Tribünen waren zum Brechen voll besetzt, der leidenschaftliche Anteil der Zuschauer gewaltig. Freilich gab es häufig Beifall, wo ich nichts Besonderes bemerkt hatte, während man kalt blieb, wenn meiner Meinung nach ein tüchtiger Effekt erzielt worden war. Allmählich kam ich dahinter, daß man sich nur für die vollendete Schönheit der körperlichen Bewegung interessierte und jede Gewaltbarkeit, die zur Verzerrung der Gebärde führte, verabscheute. Man forderte vom Zusammenspiel jeder Mannschaft äußerste Disziplin, man wollte das geistige Element einer Gemeinschaftswirkung spüren. So erschien das Ganze mehr wie ein Tanz in freien Rhythmen, die von den Kombinationen des Spiels bestimmt wurden, als eine Rekordhetze nach Punkten. Die Wertung der Spieler geschah entsprechend. Es war durchaus möglich, daß einer Mannschaft, die im einzelnen wie im ganzen diesen Ansprüchen genügt hatte, der Sieg zugesprochen wurde, auch wenn sie weniger »Tore geschossen« hatte als die andere.

Nach dem Spiel projizierten lichtplastische Scheinwerfer einzelne Teile des Kampfes noch einmal im Zeitlupenstil, damit die Preisrichter vor jedem Irrtum geschützt wären. Jede krampfhaft fanatisierte Geste bekam einen Strafpunkt und wurde ausgezischt, während besonders schöne Bewegungen, die volle Harmonie zwischen seelischer Spannung und körperlichem Ausdruck bewiesen, durch lebhaften Beifall ausgezeichnet wurden.

Ich dachte an die beliebten Photographien unserer Rekordleute im Endspurt, die mehr dämonische Fratzen als menschliche Antlitze zeigen, und ging nachdenklich nach Hause.

— 11 —

Am nächsten Morgen weckte mich eine unangenehme Nachricht. Eine Stimme rief mich durch den Lautsprecher in unserem Quartier an und sagte, mein Freund Hein müsse sich soeben vor dem Volksgericht verantworten und wünsche meine Gegenwart.

Was, zum Teufel, mochte der rabiate Kerl wieder angestellt haben?

Ich eilte in das bezeichnete Gebäude.

An den Seiten einer langen Tafel saßen je sechs Genossen. Ein dreizehnter hatte am oberen Ende den Vorsitz. Hein, als Angeklagter, saß an der Schmalseite des Tisches gegenüber. Er sprang erleichtert auf, als er mich erblickte, drückte mir die Hand, daß die Knochen knackten, und raunte mir auf Deutsch zu: »Mensch, die haben 'n kompletten Vogel.«

Ich rückte mir einen Stuhl neben ihn. Der vorsitzende Genosse begann so gleich, mich zu belehren.

»Genosse Hein«, sagte er ernst, »hat gegen das oberste Gesetz der freien Arbeitergenossenschaft Utopiens verstoßen ...«

»Quatsch nich, Krause«, murmelte Hein, nur mir verständlich.

»... gegen das Gesetz von der unbedingten Gleichachtung unter Genossen!

Hein hat sich vor zwei Tagen nach freier gegenseitiger Wahl mit einer Genossin verbunden ...«

»Schickes Weib!« meinte Hein und schnippte mir den Finger unter die Nase.

»Er zog in ihr Quartier. Gestern gegen Abend schickte sich die Genossin an, auszugehen, weil sie Bedürfnis nach einem Spaziergang hatte. Hein stellte sich in die Tür und verhinderte sie, das Zimmer zu verlassen ...«

Hein haute mit der Faust auf den Tisch: »Denkt ihr vielleicht, ich laß mich von 'm Frauenzimmer auf 'n Wagen laden? Ha, da kennt ihr Hein schlecht. Weibsbilder haben zu parieren, sonst ...« Er illustrierte den Rest des Satzes durch eine imponierende Luftohrfeige.

Die Genossen sprangen entrüstet auf. Ich beruhigte sie mit Mühe und erzählte ihnen ein langes Kapitel über die Lebensgewohnheiten zwischen Mann und Weib in der alten Welt. Ich mußte allerdings zugeben, daß diese Art von Tyrannei zwar in der Ehe üblich, beim sogenannten Verhältnis jedoch nicht unbedingt herkömmlich sei. Im übrigen würde sich bei uns kein Mensch darum kümmern, wenn der eine Teil eines Liebesgespannes dem anderen einen Spaziergang verbieten wollte.

Die sechs Genossen zu meiner Rechten, die offenbar als Verteidiger Heins fungierten, wiesen auf seine Unkenntnis der utopischen Sitten hin. Die sechs gegenüber, als Schützer der Gemeinschaft, machten dagegen geltend, er habe sich bei seiner Ankunft als Sozialist ausgegeben, und sie könnten sich nicht denken, daß sich irgendwo in der Welt jemand diesen Ehrennamen zulegen dürfe, der nicht die volle Willensfreiheit des Nebenmenschen anerkenne, soweit nicht Interessen der Gemeinschaft angetastet werden.

Auch ich bekam meinen Hieb. In der gemeinwirtschaftlichen Gesellschaft, die keinen Einzelbesitz kennt, sei die Ehe mit ihrer Zwangstreue längst abgeschafft. Sie erziehe zur Verlogenheit im Handeln und Denken. Es sei völlig ins Belieben zweier Menschen gestellt, sich flüchtig oder für lange Zeit zu verbinden. Und gewiß seien auf dieser Grundlage Kameradschaften, die ein ganzes Leben hindurch dauerten, häufiger als glückliche Ehen in der alten Welt.

»Aber die Kinder?« warf ich schüchtern ein.

»Sind das heiligste Besitztum der Gemeinschaft«, antwortete ein alter Genos-

se. »Sie werden in den schönsten Jugendhäusern erzogen und bilden sich innerhalb ihrer Gemeinschaft heran. Die Mütter können die Neugeborenen bis zu zwei Jahren in den Säuglings-Pflegestätten selbst aufziehen. Später dürfen sie sich wochenlang in der Kindersiedlung aufhalten. Ebenso die Väter. Es gibt viele Eltern, die regelmäßig ihre Ferien – zwei Monate im Jahr – in den Kinderparks verbringen. Freilich haben sie keine bestimmende Gewalt über die Kinder und gelten als gleichgeordnete Gefährten.«

Da wußte ich ja nun über den Punkt, der mich so sehr beschäftigte, Bescheid und kannte meinen Weg.

Völlige Verzeihung für Hein konnte ich nicht erlangen. Nach langer Debatte einigten sich die Dreizehn einstimmig auf Verbannung aus der Gemeinschaft auf eine Woche.

Hein schüttelte betrübt den Kopf. Er verstand sein Vergehen nicht. »Acht Tage bei Vater Philipp«, seufzte er, gab sich einen Ruck und tröstete sich selbst mit der Bemerkung: »Na, 's is ja nich das erste Mal. Und wenn du 'n utopisches Schnitzel mit Pfifferlingen ißt, alter Junge, dann denk 'n bißchen an deinen alten Hein, der bei Wasser und Brot Tüten klebt.«

»Darf ich Hein in seiner Zelle besuchen?« fragte ich.

»Zelle? – Wir kennen das Wort nicht«, sagten die Genossen und erhoben sich.

— 12 —

An einem Mittwoch war Hein der Exekutive übergeben worden. Am Sonntag fragte mich der Genosse Joll, ob ich ihn auf der Inspektionsreise begleiten wolle. Als Vorsitzender des Rates war er zugleich Chef des Gefangenenwesens, wie man sich bei uns ausgedrückt hätte. In Utopia hieß er »Freund der Einsamen«.

Voll Freude willigte ich ein.

Ich nahm an seiner Seite in dem kleinen Flugzeug Platz, das er selbst steuerte. Der Propellerantrieb erfolgte elektrisch. Winzige Kraftspeicher spendeten genug Strom, um den Apparat Tausende von Meilen weit zu treiben. Die Flügel liefen schmal im spitzen Winkel am Rumpf entlang. Die Maschine glich einer Schwalbe, die im Pfeilflug herabschießt.

In rasender Geschwindigkeit stürmten wir davon, glitten über der Küste entlang, die wie ein helles Band unter uns abrollte, und nahmen dann Kurs auf das freie Meer. Kleine Inseln tauchten vor uns auf. Wir stießen auf sie nieder. Kurz vor dem Erdboden, der uns entgegenzustürzen schien, drehte sich die Propellerachse im Winkel nach oben. Die Fahrt verlangsamte sich augenblicklich. Fast senkrecht und ohne Auslauf setzten wir behutsam auf.

»Hier kannst du deinen Robinson umarmen«, meinte Joll lächelnd, während wir die Kabine verließen, und richtig trat schon aus einer Baumgruppe Hein auf uns zu. Er freute sich gewaltig, uns zu sehen.

»Ich will euch nicht stören, Jungens«, sagte Joll. »Ist alles in Ordnung? Hast du Wünsche, Hein?« Hein überfiel plötzlich wieder der Drilffimmel.

Mit zackiger Stimme meldete er: »Auf Insel 23 alles in Ordnung ...« und ich merkte ihm an, daß er im letzten Augenblick die Bekräftigungsformel: »... Herr Feldwebel!« mühsam verschluckte.

»Na, schön!« lenkte Joll ab. »Ich besuche jetzt der Reihe nach meine anderen Einsiedler, viele sind's ja nicht – und hole dich dann wieder ab, Karl.« Winkte und blitzte schon mit seiner Schwalbe davon.

Hein ermunterte sich.

»Mensch«, sagte er und grinste übers ganze Gesicht, »kannste mir nich 'n paar Tage Zulage verschaffen?«

Dann zeigte er mir sein »Gefängnis«. Die Insel hatte ungefähr die Ausdehnung einer Gehstunde. Ein tropischer Garten mit wundervollen Blüten und köstlichen Früchten. Auf kleiner Anhöhe stand ebenerdig das Haus. Bequemer Wohnraum mit breiten Fenstern gegen drei Himmelsrichtungen, anstoßend eine kleine elektrische Küche, ein Vorratsraum mit Lebensmitteln aller Art. Gegen die Schattenseite eine Art Veranda mit Handwerksgerät. Da standen eine Hobelbank und verschiedene Apparate zur Metallbearbeitung; eine komplizierte Schalttafel für elektrische Versuche blinkte von der Wand. Rohmaterial, das man bearbeiten wollte, Holz, Metall oder was sonst erhielt man auf Wunsch geliefert. Jeden zweiten Tag landete ein Flugboot des Kontrolldienstes, der jede Bestellung genau ausführte.

Wie uns später Joll erzählte, verdankte der Staat diesen »Robinson-Inseln«, wie er scherzhaft sagte, wertvolle Erfindungen. Die Verbannten wetteiferten im stillen, ihre Einsamkeit für die Gesamtheit zu nutzen. Auch kam es nicht selten vor, daß Genossen, die sich auf eine wissenschaftliche Arbeit sammeln wollten, freiwilligen Aufenthalt auf den Inseln suchten.

Der Wohnraum enthielt eine kleine Bibliothek, an der mich Hein geringschätzig vorbeiführte. Bücher verachtete er als mannesunwürdig. Dagegen zeigte er mir mit Stolz seine Arbeit in der Werkstatt. Kunstvoll montierte er in einer Flasche einen Dreimastschoner mit voller Takelage. Die einzelnen Teile wurden mit Pinzetten durch den engen Flaschenhals geschoben und im Innern durch kleine Fadenzüge aufgerichtet. Wenn man Heins Pranken betrachtete und daneben das zierliche Figurenwerk sah, mußte man staunen. Aber nach geistiger Sammlung auf die Idee der Gemeinschaftsarbeit roch diese Beschäftigung natürlich nicht.

Ich fragte vorsichtig, für wen er diesen Flaschenzauber herrichte.

Stolz tippte Hein auf die Stelle, wo hinter der Glaswand in wellenschlagendem und meergrün bemaltem Glaserkitt der Bug des Schiffleins eingebettet war. Da stand in winzigen Buchstaben der Name des Schoners, »Katharina«, und darunter, kaum noch mit bloßem Auge erkennbar, »Hamburg«.

Armer Hein, dachte ich, deine Kathrin wird noch manchen braven Seebären glücklich machen, bevor du ihr diesen Beweis deiner Anhänglichkeit verschämt in die Hände schieben kannst. Und dann wird sie das Ding am nächsten Vormittag im Raritätenladen von Bormann & Co. für fünf Mark versilbern, wo es ein Herr mit dicker Brieftasche für 20 Mark kauft, um seinen Lieben ein »charakteristisches Andenken« aus Hamburg heimzubringen.

Wir setzten uns auf eine Bank unter einer Palmengruppe und plauderten. Ich schüttete Hein mein Herz in bezug auf Jana aus, daß ich sie liebte und das Gefühl hätte, auch von ihr geliebt zu werden – daß mir dennoch das rechte Wort nicht über die Lippen wolle. Hein hatte mir aufmerksam zugehört, während er einen Faden mit Pech verrieb. »Korl«, meinte er bedächtig, »wir sind Saukerls – und die Leute hier im Lande sind schon so was Ähnliches wie – nun – (er sah unsicher an mir vorbei) wie – Menschen, verstehst mich?«

Ich verstand ihn.

»In den paar Tagen«, fuhr er schwerfällig fort, »habe ich so über das und jenes nachgedacht. Mit vier Jahren half ich Vatern beim Fische-Ausnehmen. Da ging die Schinderei los. Geld verdienen – sonst verhungerst du. In der Schule haben sie einem christliche Barmherzigkeit mit dem Rohrstock eingebläut, beim Militär haben sie von Kaiser und Vaterland gelogen. Das war schon zum ekeln. Und dann bist du drauf gekommen; wer die größte Fresse hat und sich um kein' andern kümmert, der kommt durch, der schafft's. Und siehst du, so wird man eben 'n roher Hund, säuft, nimmt die Mädels nich anders wie 'n Stück Priem und kommt sich als 'n Kerl vor, wenn man 'n andern paar Backzähne einhaut.«

Er spuckte aus und schwieg.

Joll kehrte zurück. Er ließ die Maschine am Strand, kam herauf und setzte sich zu uns.

Aus seinem Gespräch klang Sorge. »Manche unserer Geldleute zeigen über den ordengeschmückten Westen plötzlich stillvergnügte Gesichter«, sagte er, »sie haben irgend eine Schurkerei vor und ich kann sie nicht fassen, weil sie mir die Beweise schuldig bleiben.«

Ich meinte, ob es nicht möglich wäre, durch geschickte taktische Verhandlungen ihre Absichten aufzuspüren.

Dieses Wort bereute ich, denn Joll wurde so böse, wie ich ihn später nie wie-

der gesehen habe. »Taktische Manöver sind Lügenspiele«, rief er, »man setzt Unwahrhaftigkeit ins Feld und gewinnt Betrug. So lange wir den geschickten Taktikern den Vorrang vor einfach denkenden und unbeugsamen Männern am Verhandlungstisch ließen, verloren wir elegant und lächelnd einen Posten nach dem anderen. Diese Zeiten sind zum Glück längst vorbei.« Er legte mir vertraulich die Hand auf die Schulter, zum Zeichen, daß er das Allgemeine und nicht mich persönlich treffen wollte. Damit verzog sich das Gewitter.

Ich sprach meine Absicht aus, Utopolis, die Hauptstadt des Arbeiterstaates, kennenzulernen. Joll stimmte mir zu. »Mach' die Augen auf, Karl«, sagte er ernst, Vielleicht kannst du uns einen Dienst erweisen. – Hoffentlich«, fuhr er leichteren Tones fort, »plagen mich bloß Hirngespinnste ...«

Wir verabschiedeten uns von Hein und sausten ab. Es dämmerte stark. Weit übers Meer leuchtete uns das rote Fanal der Hafenstadt Futura entgegen, die mir so rasch zur zweiten und besseren Heimat geworden war. Als wir über die gewaltigen, hellstrahlenden Häuserblocks dahinrasten, schien es mir unmöglich, daß eine dunkle Macht diesen Wunderbau bedrohen könnte.

In leichten Spiralen ließen wir uns auf das Dach der Zentrale niedergleiten.

Der Herr vom andern Stern

Eine seltsame Begebenheit

Der Herr mit der auffallend hohen, schöngeformten Stirn und den ungewöhnlich klaren Augen, in denen ein reines, sanft strahlendes Feuer zu wohnen schien, erregte den Inspektor des Registrieramtes nicht so sehr wegen der seltsamen, fast unglaublichen Geschichte, die er in bezug auf seine Person erzählte, als durch die völlig ungezwungene und freie Art, mit der er sich vor der Holzschranke bewegte. Er übersah das Stirnrunzeln des Inspektors und das nervöse Zucken des Schnurrbartes, der einer zuschnappenden Falle glich, und auch das mißbilligende Räuspern der beiden Polizisten, die ihn vorgeführt hatten, schien er nicht zu bemerken. Die Stimmung war so bedrohlich, daß eine der grauen und demütigen Figuren, die geduldig auf den Bänken warteten, bis sie an die Reihe kamen, zu dem freimütigen Herrn hinuschte, ihn zaghaft am Rock zupfte und ihm zuraunte, er möge doch um Gottes willen den Inspektor nicht zum Zorn reizen, das könne furchtbare Folgen für alle haben.

Der freimütige Herr beugte sich ein wenig herab und schaute in ein bleiches, zartes Mädchengesicht, das fast kindliche Augen bittend zu ihm aufschlug. Es war klar, daß er die hastig geflüsterte Mahnung nicht verstanden oder wenigstens ihren Sinn nicht erfaßt hatte, aber in der Art, wie er zurücklächelte, war soviel einfach-menschlicher Zauber, daß das Mädchen – ja, es hieß Flora und war Näherin in einer Großschneiderei –, daß Flora von ihm eingefangen war wie die Motte vom Licht und sich ganz zu seinem Geschöpf machte, in jeder Lage bereit, ihm zu dienen, zu helfen und auch ihn gegen alle Torheiten dieser Welt zu verteidigen, obgleich er diese Hilfe, wie wir sehen werden, kaum brauchte.

Das aber war die seltsame Geschichte des freimütigen Herrn. Er war von einem andern Stern gekommen, von einem Stern, auf dem die Menschheit viele tausend Jahre älter – ach du lieber Himmel, und auch weiser – war als auf der Erde. Früher einmal, so hatte der Herr dem Inspektor erklärt, reisten die Leute jenes sehr fernen Sternes – man kann ihn selbst mit dem stärksten Fernrohr nicht sehen – mit Raketen und Raumschiffen in der näheren Umgebung ihrer Welteninsel umher. Heute brauchte man dort derartig primitive Hilfsmittel nicht mehr, man hatte endgültig gelernt, die Materie durch den Geist zu beherrschen. Man konzentrierte sich und versetzte sich einfach dorthin, wo man wollte. Nun ja,

das war eine verhältnismäßig noch neue Sache, ein revolutionäres Ereignis unter jenen Sternenleuten, und es kam vor, daß die Konzentration nicht ganz ausreichte. Der Herr zum Beispiel hatte keineswegs auf die Erde gewollt. Sein Ziel war ein dunkler Sternenhaufen sieben Millionen Lichtjahre hinter dem Sirius gewesen. Aber plötzlich hatte seine Geisteskraft ein wenig nachgelassen und zur Verkörperung gedrängt. Da war er wie ein Schiffbrüchiger auf der Erde als bescheidenem Nothafen gelandet. Übrigens sah der Herr darin keineswegs eine Tragödie. Er brauche nur zwei oder drei Erdstunden, um sich erneut zu konzentrieren, dann könne er seine Reise fortsetzen, so hatte er dem Inspektor erklärt, und das bedeute nichts weiter, als daß man ihn zwei oder drei Stunden ganz sich selbst überlasse.

Es steht dahin, ob der Inspektor die Geschichte glaubte oder für eine Narrenposse hielt, jedenfalls bezeugte er, wie es seinem niederen Rang auch zukam, weder Erstaunen noch Mißtrauen. Auch die Antwort des Herrn auf seine Frage, wie jener als Sternzugereister die Nationalsprache ohne Fehler sprechen könne: Einfühlung sei alles, und er werde sich in jeder Sprache geläufig ausdrücken, sofern man ihm nur einige Worte vorgesprochen – hatte der Inspektor mit neutralem Grunzen quittiert. Eins aber hatte er in unmißverständlich barschem Amtston zum Ausdruck gebracht: Aus den erbetenen zwei Stunden Selbstüberlassenheit könne nichts werden, denn der Herr sei mit dem Augenblick seines Eintreffens auf der Erde registerpflichtig, er unterstehe dem Amt und habe folgerichtig keine Verfügungsgewalt mehr über sich.

Trotz der hohen Intelligenz, die ihm auf die Stirn geschrieben war, vermochte das der Herr nicht einzusehen. Er fragte den Inspektor in liebenswürdigem Freimut, warum das so sei und welchen Sinn es habe. Ohne Zweifel war diese Frage nach dem Sinn des Amtes die frevelhafteste, die überhaupt ein sterbliches Wesen vor der Schranke stellen konnte. Der Inspektor lief blutrot an, die Wartenden auf den Bänken duckten sich und Flora verkroch sich wie im Vorgeschmack von Prügeln hinter dem Rücken des kühnen Fragers. Die Polizisten verständigten sich durch Zublinzeln und traten etwas näher an den Herrn heran, ihre Muskeln strafften sich. Sei es, daß der Inspektor für seine Galle fürchtete, sei es, daß ihn der Blick des freimütigen Herrn, in dem weder Herausforderung noch zynische Überlegenheit lag, warnte, er spürte wie einen würgenden Zugriff seine Unzuständigkeit, und so verwies er den Herrn unter gefährlichem Zucken des Bartes und der Augenbrauen an den Kanzleirat im nächsthöheren Stockwerk.

Während des Ganges durch Korridore und über Treppen beschwor Flora den Herrn in fliegender Hast, dem Kanzleirat sehr, sehr viel Respekt entgegenzubringen, denn dieser sei schon so hoch gestellt, daß nur wenige sich rühmen dürf-

ten, hinter seiner Tür in die zustehende ehrfürchtig erstarrende Verbeugung verfallen zu sein. Der Herr hörte nicht so genau hin, um so genauer schaute er sich das Mädchen an. In ihrer Sorglichkeit und Liebe ist sie schon sehr menschenähnlich, dachte er – und hübsch ist sie auch.

Die Polizisten machten sich auf eine lange Wartezeit gefaßt. Sie staunten, als der Herr vom andern Stern ohne Verzug zum Eintritt aufgefordert wurde. Es mußte ein wichtiger Fall sein. Flora verbarg sich zwischen den Säulen des Treppenhauses und wartete.

Der Kanzleirat versah seinen Dienst in einem fast gemütlichen Zimmer. Auf den Fensterstöcken igelten protzige Kakteen aus ihren Töpfen, es gab ein schwarzes Wachstuchsofa mit weißen Knöpfen – unbenutzt – und die Wasserkaraffe auf der amtsgrünen Tischdecke hatte eine nicht völlig amtsgemäße, eher ins Private schweifende Form. Der Kanzleirat war alt und sah wohlwollend aus. Aber damit konnte er den Herrn vom andern Stern natürlich nicht täuschen. Im Innern war er nicht im geringsten wohlwollend, sondern eher tückisch, denn vor ihm lag der vom Protokollanten des Inspektors angelegte Akt über den Herrn vom andern Stern – das Amt arbeitete nach außen ungeheuer langsam, nach innen aber ungeheuer schnell – und daraus ersah er, daß der Vorgeführte es gewagt hatte, nach dem Sinn des Amtes zu fragen.

Der Kanzleirat lächelte wie ein Fuchs, der das Leibschneiden verbergen will, damit der Wolf den Rest des vergifteten Truthahns frißt. Er fragte den Herrn in jovialer Weise nach dem und jenem, wieviel Dienststunden für höhere Beamte, das heißt genauer gesprochen für gehobene Beamte der mittleren Stufe auf dem andern Stern vorgesehen seien, wie die Pension gestaffelt sei und welche Gewalt dem einzelnen Amtsträger zukomme. Der Herr vom andern Stern machte darüber Auskünfte, die ihm die letzte Sympathie des Kanzleirates verscherzten. Es gäbe dort überhaupt kein Amt, sagte er, er könne auch nicht einsehen, weshalb es eines geben solle; soweit er sich hier auf seine Einfühlung verlassen könne, habe das Amt keinen anderen Zweck, als die Menschen wie störrische Esel niederzubrechen; die Menschen aber wären von Natur keineswegs störrisch, sie wären auch keine Esel, sondern eben Menschen, das hieße, sie gediehen am besten, wenn man sie möglichst unbehelligt ihren Weg zwischen Irrtum und Wahrheit suchen lasse.

Der Kanzleirat wünschte einen Anlaß, um sich in scharfer Weise jede Belehrung zu verbitten, da aber der Herr vom andern Stern keineswegs in belehrendem Ton gesprochen, sondern seine Meinung in einer hierorts völlig unbekanntem freibürgerlichen Art dargelegt hatte, fand er keinen Ansatzpunkt für eine Zurechtweisung. Er saß blaß hinter seinem Schreibtisch, während die Feder

seines Protokollanten über das Papier flog, und trommelte nervös mit den Fingern. Die Polizisten, die wie Standbilder die Tür flankierten, erschrakten, das Fingertrommeln durchdrang das riesige Gebäude wie dumpfer Paukenschlag und die Wände zitterten leise. »Zum Amtsdirigenten!« sagte der Kanzleirat und nickte lässig den Polizisten zu.

In die hohe Region des Amtsdirigenten zu folgen, wagte Flora nicht mehr. Sie schlug ein Kreuz vor der Brust, als sie hörte, wohin der Herr befohlen sei, sie flüsterte, sie werde warten, und verkroch sich zwischen Aktenschränken, mit denen der Korridor des Kanzleirates ausgefüllt war.

Es ging über prachtvolle Treppen empor, der Marmor strahlte Kälte aus, die Polizisten gingen auf Fußspitzen und unterdrückten den Husten. Ab und zu öffneten sich lautlos die Türen, Fuchs-, Wolfs- und Schweinsgesichter lugten hervor und verschwanden sofort wieder.

Der Amtsdirigent erfüllte mit seiner verhältnismäßig schwächtigen Persönlichkeit ein großes, prunkhaftes Zimmer, dessen Lichtanlage so konstruiert war, daß nichts und niemand darin einen Schatten warf. Der Amtsdirigent war ein noch jugendlicher glatter Mann. Seinen hohen Rang verdankte er wohl dem Umstand, daß ihn weder Leid noch Freude oder überhaupt eine Regung des Herzens erreichte. Dafür aber war er höflich. Er hörte die Bitte des Herrn vom andern Stern, ihm zwei Stunden ungestörter Ruhe zu bewilligen, ruhig an, schüttelte dann aber energisch das glattgescheitelte Haupt. Die Gewährung dieses Ansuchens, so sagte er, würde alle Gesetze des Amtes aufheben. Nur der Amtschef könne darüber entscheiden. »Nun also«, rief der freimütige Herr mit neu gewonnener Hoffnung, »dann lassen Sie mich zum Amtschef!«

Der Amtsdirigent hielt einen Augenblick den Atem an und ließ ihn dann vorsichtig entweichen, um die Ruhe zu bewahren. »Wenn jemand von einem andern Stern auf die Erde herabfällt«, sagte er mit erzwungener Kühle, »so ist das für das Amt eine Lappalie. Sie haben eins noch nicht begriffen: der Weg vom fernsten östlichen Stern unseres Weltenraumes zum fernsten westlichen ist ein Katzensprung, gemessen an der ungeheuren Distanz zwischen mir und dem Amtschef!«

Der Herr vom andern Stern lächelte gewinnend und meinte, das sei jenseits seiner Vorstellungskraft. »Sehen Sie!« erwiderte der Amtsdirigent ernst und wandte sich nun der eigentlichen Amtshandlung zu, indem er seine schmale Hand mit einem gewissen Pathos auf ein dickes Aktenstück legte. Es war der inzwischen machtvoll angeschwollene Akt des Herrn vom andern Stern.

»Sie sind inzwischen registriert«, sagte der Amtsdirigent eindringlich. »Sie waren nichts, jetzt sind Sie etwas.«

»Ein Aktenstück«, sagte der freimütige Herr mit sanftem Lächeln.

»Unterbrechen Sie mich nicht«, entgegnete der Amtsdirigent mit einigem Nachdruck. »Sie sind etwas, aber noch nicht genug, um ein Vollmensch zu sein.«

»Und was brauche ich dazu?« fragte der Herr vom andern Stern mit einem Anflug von Humor.

Der Amtsdirigent erwiderte schlicht und bedeutend: »Ein Vaterland.«

»Warum?« fragte der Herr vom andern Stern ebenso schlicht, aber weniger bedeutend zurück.

Da brüllte der sonst so höfliche Amtsdirigent: »Ein Vaterland brauchen Sie, verdammt noch mal, jeder Mensch braucht eins, um sich den Menschen, die ein anderes Vaterland haben, überlegen fühlen zu können, das ist doch sonnenklar. Wo haben Sie denn bisher gelebt?« Während er diese Worte metallisch in den Raum klingen ließ, erzitterte der Bau von dumpfen Erschütterungen, als würden in den untersten Stockwerken Fernkanonen abgefeuert, und eine zerhackte Musik dröhnte herauf. Der Herr bog sich etwas zurück, denn ihm war, als klatschten ihm wehende Fahnentücher um die Ohren. Der Amtsdirigent erhob sich, nun wieder ganz beherrscht, undurchdringlich und höflich kühl. »Das Amt«, sagte er, »hat Sie dem nächstgelegenen Vaterland zugeteilt. Ihre Papiere liegen an der Kasse. 72 Mark Gebühren. Damit Sie die richtigen Grundbegriffe kriegen, werden Sie morgen als Soldat eingezogen. Melden Sie sich Punkt sieben Uhr in der Heldenkaserne. Soldatendienst ist der höchste Ehrendienst, den Sie leisten dürfen!«

»Ich möchte gar nichts leisten«, sagte der Herr vom andern Stern, aber der Amtsdirigent überhörte es, er wandte sich an die beiden Polizisten, die sofort strammste Haltung annahmen. »Was ist süß und ehrenvoll?« fragte er im Befehlstone. »Für das Vaterland zu sterben«, antworteten die beiden Polizisten wie aus einer Trompete.

Der Herr wollte einwenden, er habe gar keine Lust zu sterben, aber da war er schon unterwegs, treppab zur Kasse. Flora schlich sich wieder an ihn heran, sie wollte wissen, was es gegeben habe. »Ich soll morgen früh als Soldat in die Kaserne«, sagte der Herr vom andern Stern. »Ach, du Armer!« seufzte das Mädchen und begann zu weinen. »Es soll das Schönste sein, was es überhaupt hier gibt«, sagte der Herr erstaunt. »Ach, du Armer«, wiederholte das Mädchen, weinte nur noch bitterlicher und hängte sich wie ein kleiner, hilflehender Schatten an den Arm des Herrn. Da erkannte dieser, daß das Leben auf dem Stern Erde sehr kompliziert sei.

An der Kasse kam es zu einem denkwürdigen Zwischenfall. Die Papiere (auch die Stellungsorder) lagen richtig da, aber der Herr hatte kein Geld. Er wußte

überhaupt nicht, was Geld eigentlich wäre. Der Kassierer wollte es dem Herrn leicht machen, er glaubte, der Zugereiste beherrschte die Zahlen und Farben der Banknoten nicht, deshalb legte er einen Schein zu fünfzig, einen zu zwanzig und einen zu zwei Mark vor den Herrn und sagte schreiend, wie man das vor Ausländern tut, soviel und in solchen Scheinen habe er zu zahlen. Flora hatte gleich begriffen, daß der Herr kein Geld bei sich hatte, sie kramte in ihrem Täschchen, brachte aber nur drei Mark siebenundsechzig zusammen. Der Herr vom andern Stern geriet aber durchaus nicht aus der Fassung. Für eine solche Kleinigkeit genügte ihm die Konzentration einiger Sekunden. Für einen Augenblick sah es aus, als ob er schielte, dann lagen plötzlich neben den Musterscheinen drei andere, die diesen auf ein Haar glichen. »Bitte«, sagte der Herr, »zweiundsiebzig Mark.« Er hatte durch die Kraft seines Geistes die Materie in die Gestalt der vorgelegten Scheine gezwungen.

Der Kassierer wies die Scheine als plumpe Fälschung entrüstet zurück. Der Herr lächelte. »Es können keine Fälschungen sein«, sagte er ruhig. »Die Scheine sind identisch.« Der Kassierer untersuchte sie auf das peinlichste. Der Herr hatte recht. Die alten und die neuen Scheine waren absolut echt. Es gab also je zwei echte Scheine mit der gleichen Nummer, der Kassierer konnte nach einigem Manipulieren nicht einmal mehr feststellen, welche Scheine er zuerst in der Hand gehabt hatte, bevor sie verdoppelt worden waren. »Damit stürzt unser gesamtes Finanzwesen in sich zusammen«, sagte er tonlos und hielt sich nur mühsam am Zahlisch aufrecht.

»Ist das so wichtig?« fragte der Herr vom andern Stern und wandte sich zum Gehen.

Es gab einen furchtbaren Krach. Die Wand eines der Stahltresore zeigte einen häßlichen Sprung.

Flora nahm den Herrn mit in ihr Stübchen. Es wurde ein hübscher und lustiger Abend. Auf dem Nachhauseweg waren sie vor den schönsten Läden stehen geblieben. Der Herr vom andern Stern hatte allerlei auswendig gelernt: Hummer, Spargelsalat, Butter, Gorgonzola und Sektflaschen, dann hatte er auch ein paar phantastische Abendkleider auswendig gelernt und ein Platinfuchscape. Zu Hause schielte er ein bißchen, konzentrierte er sich und schon war alles da. Die Eßsachen vor allem waren so reichlich, daß Flora noch die Nachbarn herbeiholte. Die schönen Kleider freilich bewunderte sie zwar sehr, aber sie zu tragen, konnte sie sich nicht entschließen. Man würde sie auslachen, meinte sie. Nun, da löste sie der Herr wieder in Nichts auf. Außer einer sehr schönen Wäschegarnitur. Flora war keineswegs frei von Eitelkeit. Das hätte der Herr auch nicht gewünscht.

Die Sache mit dem Militärdienst des Herrn vom andern Stern ging furchtbar schief. Der Herr fragte den Feldwebel, weshalb er sich in Reih und Glied stellen solle, das mache geistig und körperlich müde, er erklärte seinen Stubenkameraden, andere Menschen totzumachen sei sehr unzweckmäßig, sie hätten das auf ihrem Stern vor vielen tausend Jahren auch gemacht, plötzlich wären nur noch ein paar Dutzend Leute übriggeblieben, die es sehr schwer gehabt hätten, wieder ein einigermaßen menschenmögliches Leben aufzubauen. Er fragte den Leutnant, weshalb sie singen müßten, denn sie selber hätten keine Lust dazu, und er, der Leutnant, fände es auch scheußlich. (Einfühlung ist alles.) Er riet dem Kapitän, der ihn anbrüllte, sich eine vollbusige Geliebte zu nehmen und einen Mondscheinbummel am See zu machen, das habe man nämlich nötig. Er sagte dem Major, der ihm ein Kriegsgerichtsverfahren androhte, er halte das ganze System für falsch, weil man es augenscheinlich ernst nehme, aber selbst für eine Faschingsveranstaltung taue es nicht, weil dafür die Kleidung zu schwer und zu phantasielos sei. Als er dem Oberst vorgeführt wurde und in freimütig menschlicher Weise diesem – nicht ohne einiges Mitleid im Blick – gegenübertrat, griff sich der Kommandeur an den Halskragen, wurde käsig im Gesicht, winkte ab und verschwand in der Toilette.

Der Herr vom andern Stern wurde vom Militärdienst ausgeschlossen, das Regiment bekam sechs Monate Ausgehverbot, der Major übernahm ein kleines Sommerlokal in der Heide, der Leutnant meldete sich in eine lebende Stratosphärenrakete, der Oberst ging an Gallenkolik ein, der nächste Krieg wurde um ein paar Wochen verschoben.

Flora war selig, daß der Herr vom andern Stern den Soldatenrock so rasch wieder ablegen durfte, sie war ein echtes Kind des Volkes, sie hatte auch keine Vettern im Amt, denen das hätte schaden können. Aber – das muß man schon sagen – sie hatte einen Fehler damit begangen, ihre Nachbarschaft mit der Zauberkunst ihres Herrn bekannt zu machen. Der Herr vom andern Stern bekam von einem seriösen Ringverein ein Angebot auf Beteiligung. In einem Bouillonkeller sollte er beweisen, ob er tatsächlich fähig sei, aus einem dreikarätigen Brillantring nur durch ein bißchen Schielen zwei zu machen. Der Herr, umringt von schweren Jungen aller Kaliber, schielte etwas heftiger als gewöhnlich, es dauerte auch ein paar Sekunden länger, dann lagen nicht zwei, sondern zwanzig Dreikaräter auf dem dreckigen Tisch zwischen Zigarettenasche und Schnapsresten. Die Ringe wurden geprüft. Sie waren alle echt. Sie waren, Junge, Junge, wahrhaftig alle echt! Da kriegte es der Herr vom andern Stern satt, schielte noch einmal und husch, waren alle in Nichts aufgelöst, auch das Muster. (Gestohlen war es ja doch, sagte sich der Herr, weshalb sollte es da in der Welt bleiben!)

Der Tumult war unbeschreiblich, und ein paar Dutzend Fäuste, Schlagringe, Stahlruten, Gasschläuche und vielleicht auch Revolvermündungen reckten und richteten sich gegen den Herrn vom andern Stern. Aber da begab sich etwas Sonderbares. Sie konnten nicht zuschlagen, denn der Herr vom andern Stern hatte keine Angst. Er hatte vor diesen wilden, ausgehungerten, hemmungslosen Schakalen, Tigern und Ratten keinerlei Angst. Sie mußten sogar zuhören, was er sagte. Er sagte, es verderbe die Freude an Schlaf, Essen und Liebe, anderen Menschen nachzulauern und sie zu betrügen. Zuletzt betrüge man damit sich selber. Nein, es sei sehr unzweckmäßig, so zu leben, aber er nehme es ihnen nicht übel. Solange es Ämter gebe, um Menschen zu quälen, und Waffen, sie auszurotten, und lügenhaftes Gemurmel um Standarten, Kreuze und Nasenformen, solange würde neben dem offiziellen Raub und Totschlag auch der private blühen. »Ihr macht kolossale Fehler auf eurer Erde«, sagte er ein wenig müde, »aber vielleicht haben wir sie früher auch gemacht. Wenn ich wieder zu Hause bin, werde ich mich mit Geschichte beschäftigen. An sich haben wir das nicht mehr nötig, wir sind darüber hinaus ...«

Es ist zu bezweifeln, ob die Ratten, Tiger und Schakale ihn verstanden, jedenfalls mußten sie ihn ungeschoren gehen lassen, weil er eben keine Angst hatte. Danach aber fielen sie übereinander her, und was da geschah, sowohl mit der Einrichtung des Lokals als mit einigen Hirnschalen und Schienbeinen, das ist für diese Geschichte ohne Bedeutung.

Der Herr vom andern Stern wurde von da ab unlustig. Er lehnte es zum Beispiel fürderhin ab, Dinge, die man ihm in Schaufenstern oder sonstwo zeigte, zu verdoppeln. Dafür, sagte er, hätten die Menschen auf seinem Stern sich nicht über viele Generationen hinweg geübt, den Stoff nach dem Geiste zu formen. Ich, persönlich, glaube auch, daß seine Konzentrationsfähigkeit durch das ungewohnte Zusammenleben mit Flora nachgelassen hatte und er es nur nicht zugeben wollte. Es ging ihm ziemlich schlecht, zumal er – vielleicht ebenfalls wieder über Flora – Hunger verspürte. Sein fast schon ätherischer Organismus wollte essen. Obwohl er sich durch Konzentration – sofern er sie noch beherrschte! – leicht einen neuen Anzug hätte verschaffen können, ließ er es zu, daß seine Hosen ausfransten und seine Wäsche schadhaft wurde. Flora machte das nichts aus, er rückte ihr dadurch nur näher.

Dabei fehlte es ihm nicht an Gelegenheit, auf ganz legale Art Geld zu verdienen. Sein Fall war natürlich bekanntgeworden, man warb um ihn. So etwa mietete ihn eine politische Partei für eine groß angelegte Wahlversammlung. Der Genosse vom andern Stern, schrie es von den Plakaten, wird von den Mindestforderungen einer fortgeschrittenen Menschheit reden. Der riesige Saal quoll

über vom Andrang Neugieriger. Aber die Sache wurde ein Fehlschlag. Der Herr vom andern Stern, durch den Parteivorstand mit zündenden Kampfparolen vorgestellt, begann seine Rede mit folgenden Worten:

»Ich bin zwar noch nicht lange hier, aber soviel habe ich schon begriffen, daß ihr Leute von der Erde euer Zusammenleben auf Neid und Selbstgefälligkeit gründet. Obwohl es mir gleich ist und ich nicht eure Haut zu Markte tragen werde, muß ich doch fragen: hat euch Gott dafür den menschlichen Verstand gegeben?« An dieser Stelle ließ der Vorstand die Großlautsprecher einschalten, eine flotte Marschweise übertönte den Redner. Der Herr vom andern Stern wurde durch einen Hinterausgang hinausbugsiert. Der Vorstand entschuldigte sich durch eine technische Störung, was niemand auffiel, und ließ einen seiner beliebten Gefühlsredner in die Bresche springen. Auch das fiel nicht weiter auf.

Auch eine Gruppe Jugendlicher versuchte sich des Herrn vom andern Stern zu bemächtigen. Sie wünschten von seiner hohen Geistigkeit zu profitieren. Aber da er weder bedeutsam wie ein Professor noch zackig wie ein alter Germanenherzog zu ihnen sprach, sondern einfach menschlich, und da er ihrem Wunsch, ihnen auf billige Weise durch Bemeisterung der Materie einige tausend Uniformen nebst sonstigem Zubehör zu beschaffen, nicht entsprach, ließen sie ihn bald links oder rechts liegen. Manche nannten ihn Verräter. Aber das fiel ebenfalls nicht weiter auf.

Einige alte, vornehme Damen bemühten sich, ihn zum Mittelpunkt einer religiösen Bewegung zu machen, ja, sie waren bereit, ihn zu Gott oder zu einem gottähnlichen Wesen zu erheben. Hier verdunkelten sich die schönen und strahlenden Augen des Herrn vom andern Stern zum erstenmal in Unmut. »Von Gott, meine Damen«, sagte er, »haben Sie eine geringere Ahnung als die Fliege, die sich auf Ihrer Nase die Beinchen reibt. Wenn ihr's nicht fühlt, ihr werdet's nicht erjagen.«

»Das ist von Goethe!« erwiderte spitz ein überaltertes Stiftsfräulein.

»Na, wenn schon«, sagte der Herr vom andern Stern und ging seines Wegs.

Der Herr vom andern Stern fing an, das Leben auf der Erde trotz seiner Kompliziertheit oder vielleicht, weil es so kompliziert war, langweilig zu finden. Er kaufte keine Zeitungen mehr, er hörte auch – trotz der ihm angeborenen Güte – nicht mehr aufmerksam zu, wenn ihm die Leute ihre Lebensgeschichte erzählten, es waren immer dieselben Geschichten, und sie handelten ohne Ausnahme von Dingen, die der Herr vom andern Stern für völlig nebensächlich hielt. Mit einer gewissen Listigkeit, die ihm früher fremd gewesen war, fing er an, darüber nachzugrübeln, wie er sich die zwei oder drei Stunden für die Abreisekonzentration erschleichen könne.

Das war schwer. Wenn auch das öffentliche Interesse an ihm geringer wurde, so griff mit geradezu teuflischer Präzision das Amt nach ihm, sobald er sich unbeobachtet glaubte. Er mußte sich gelegentlich melden, Fragebogen ausfüllen, Steuererklärungen abgeben oder diverse eidesstattliche Versicherungen leisten. Nach solchen Nadelstichen des Amtes fühlte er sich tagelang elend und fast im irdischen Sinne krank, jedenfalls nicht fähig, seine erstaunlichen Geisteskräfte zusammenzuraffen. Und da war nun auch Flora.

Was sich mit ihr vollzog, merkte der Herr vom andern Stern erst, als es beinahe zu spät war. Anfangs ihm in schwärmerischer Verehrung ergeben, hatte ihre Liebe allmählich immer erdgemäßere Formen angenommen. Nachdem er von seinem Zaubergranz einiges eingebüßt hatte, begann sie ihn wie jede tüchtige Erdenfrau zu umsorgen und zu umhegen. Sie gewöhnte ihm an, selbstgefertigte Hausschuhe zu tragen und nachmittags, wenn sie von der Arbeit kam, seinen Kaffee zu verlangen. Er mußte, als sie zwei Tage aufs Land fahren wollten, ein Telegramm an ihren Chef aufgeben, ihre Tante läge im Sterben; er mußte für den Wasserhahn eine Dichtung besorgen und sie montieren; er mußte ihren Kartoffelsalat loben, obwohl er Kartoffeln nicht sehr schätzte (im übrigen machte sie den Kartoffelsalat wirklich sehr gut), er bekam von ihr Fäustlinge geschenkt, als es kälter wurde. Sie begann ihn mit zäher Sanftmut zu beherrschen und ihm zu suggerieren, ihm fehle etwas, wenn sie nicht da wäre.

Nur das enorme Einfühlungsvermögen in fremde Seelen rettete den Herrn vom andern Stern vor dem Äußersten. Eines Tages – sie bummelten durch die Straßen – blieb Flora wie gebannt vor dem Fenster eines Möbelgeschäftes stehen. In mildem Lichte war da ein Schlafzimmer mit hübschen Schnörkeln zu sehen, dahinter, nur noch wie eine schöne Vision, ein großes Küchenbüfett. »Schau es dir doch bitte ganz genau an, Liebling«, drängte Flora. In ihrem Ton schwang eine düstere Sinnlichkeit. »Warum denn?« fragte der Herr vom andern Stern arglos. »Ach bitte, konzentrier dich doch nur ein einziges Mal, Liebling«, flüsterte Flora, »wenn du ganz wirklich willst, dann wird es schon noch einmal gehen.«

Der Herr begriff: Flora wollte das Schlafzimmer und die Küche durch geistige Mogelei erwerben. Als er es ihr auf den Kopf zusagte, errötete sie, schlug die Augen nieder und kniff ihn in den Arm. »Dann können wir endlich heiraten, Liebling«, hauchte sie. Und als der Herr schwieg, setzte sie hinzu: »So kann es doch nicht weiter gehen, Liebling, was sollen denn die Leute denken?«

Der Herr stöhnte. Flora mißdeutete diese Gefühlsäußerung. »Vor dem Amt brauchst du keine Angst zu haben«, sagte sie drängend, »heiraten dürfen die Dümmersten und die Geringsten, da werden keine Schwierigkeiten gemacht.«

»Weshalb willst du mich denn unbedingt in deine Gewalt bringen, Flora«, sagte der Herr vom andern Stern mit gepreßter Stimme. »Das geht immer schlecht aus, man sollte das nicht tun.«

Flora schaute gekränkt zu ihm auf. Zum Glück hatte sie ihn nicht ganz verstanden. Der Herr zog das schmallende Mädchen von dem Fenster weg, er ordnete seine Gedanken, während sie weitergingen. Vor der Auslage eines kleinen Geldwechslers blieb er stehen. Sein Blick heftete sich intensiv auf einen ziemlich neuen Hundertmarkschein. Flora wollte etwas sagen, aber eine gebieterische Gebärde des Herrn ließ sie verstummen. Er fühlte mit Befriedigung, wie in seiner Jackentasche Geldscheine aufquollen. Als es ungefähr hundert Stück waren, nahm er das Bündel heraus, schob es Flora in das Markttschehen und sagte: »Dafür kannst du dir drei Wohnungseinrichtungen kaufen und auch den grünen Papagei, den du dir immer so sehr wünschtest. Du mußt die Scheine nur getrennt ausgeben, sie sind zwar echt, aber sie haben alle die gleiche Nummer. Sie fortlaufend zu numerieren, so weit bin ich leider noch nicht.«

Flora fiel ihm auf offener Straße um den Hals und rief: »Du bist doch der Beste!« Dabei weinte sie.

Der Herr vom andern Stern winkte ab. »Es ging besser, als ich dachte«, sagte er schlicht, und: »Geh nur immer nach Hause, ich habe noch was zu erledigen.«

Sie ging gehorsam. Der Herr schaute ihr nach. Sie war sehr lieb, seufzte er innerlich, aber weshalb versuchte sie mich zu erdrosseln? Ich habe ihr doch nichts Böses getan ...

Darauf schlug der Herr vom andern Stern den Kragen hoch, zog den Hut in die schöne, hohe Stirn und ging in eine Konditorei, in der viele bunte Torten ausgelegt waren.

Ohne jemanden zu fragen, begann er stehend und mit gutem Appetit ein Stückchen Torte nach dem andern zu verzehren. Ohne Teller, gleich aus der Hand. Das Konditorfräulein war starr vor Staunen, aber nicht lange, dann kreischte es, was das für eine Art sei und ob der Herr überhaupt zahlen könne. (Der Herr vom andern Stern sah ziemlich schäbig aus und rasiert hatte er sich an diesem Tage auch nicht.)

Der Herr vom andern Stern sagte, so weit er es während des Kauens konnte, erstens habe er Hunger, zweitens dächte er nicht daran zu zahlen, denn er hätte kein Geld, drittens, was die vielen Torten sollten, wenn sich Leute, die gerade darauf Appetit hätten, nicht daran sattessen könnten.

So wurde der Herr vom andern Stern verhaftet und in das Amtsgebäude, Kellergeschoß, eingeliefert. Der Unterinspektor, der den Inhaftierten hätte vernehmen müssen, saß gerade beim Frühstück. Darin sah der Herr vom andern Stern

seine große Chance. Er reizte den frühstückenden Unterinspektor durch Reden, die jeglichen Respektes bar waren, und erreichte dadurch, daß er in eine Dunkelzelle für Tobsüchtige eingeschlossen wurde.

Der Unterinspektor, um sich abzureagieren, beschloß, sein Amtsfrühstück, das auf eine Stunde bemessen war, auf zwei Stunden auszudehnen. Das war für den Herrn vom andern Stern von unschätzbarem Glück.

Nach zwei Stunden befahl der Unterinspektor die Akten des Inhaftierten. Wie erschrak er, als nach etwa zwanzig Minuten drei Amtsdienstler vierundzwanzig riesige Aktenfollikel anschleppten. Zu dieser Größe hatte sich inzwischen der Akt des Herrn vom andern Stern ausgewachsen.

Der Unterinspektor begriff erst jetzt, welchen Fang er gemacht hatte, aber er zitterte auch vor der Tatsache, seinem Vorgesetzten, dem Inspektor, mit einstündiger Verspätung davon Mitteilung machen zu können.

Mit schrecklich gesträubtem Bart stürzte der Inspektor herbei, er riß den Unterinspektor mit sich in den dunklen Gefängniskorridor, er befahl mit heiserer Stimme, das riesige Schloß vor der Tobsuchtszelle zu öffnen. Was er geahnt hatte, bestätigte sich, die Zelle war leer. Gerade als sie eindringen, verglomm so etwas wie ein zarter Lichtschimmer nach oben. »Der Kerl ist abgereist!« stöhnte der Inspektor. Dann sammelte er Luft in seinen Lungen, um dem Unterinspektor ein überwältigendes ›Rindvieh‹ entgegenzuschleudern. Aber der Ton blieb in seiner Kehle stecken, denn etwas Gräßliches geschah. Aus der Höhe des riesigen Gebäudes, aus dem Turmaufsatz, dröhnte eine schnarrend-schneidende Stimme. Sie dröhnte wie Weltuntergang. Und obwohl sie ihn noch nie gehört hatten, wußten doch alle im Amt, daß es die Stimme des Amtschefs war, die wie ein Eissturm zu ihnen hinabfegte.

»Das Amt ist unfähig!« posaunte diese Stimme. »Ich löse das Amt auf!«

Im gleichen Augenblick barsten die Wände, stürzten die Pfeiler, zerkrachte das Gebäude. Eine ungeheure Schuttwolke stäubte auf. Als sie sich verzogen hatte, war nichts mehr zu sehen, nicht einmal Ruinen.

Nach geraumer Zeit erwachte der Inspektor in seinem Kellergewölbe aus der Betäubung und knipste die Taschenlampe an. Vor ihm saß der Unterinspektor und spielte mit seinen dicken Fingern wie ein Kind mit Puppen.

»Wer wird uns nun die Pension zahlen?« fragte der Inspektor mit belegter Stimme. Er hatte sehr viel Staub schlucken müssen.

Der Unterinspektor blieb ihm die Antwort schuldig und spielte weiter.

Biographie

Werner Illing wurde am 12. Februar 1895 in Chemnitz geboren; er besuchte das dortige Realgymnasium, wo er das Abitur ablegte. Nach dem Abitur 1914 zog er in den Krieg, aus dem er am 26. November 1918 als Leutnant zurückkehrte. Er diente als Funker bei den Fliegern. Der Tod seines Vaters bewog Illing 1922, ein Studium der Medizin und Germanistik in Leipzig und Graz abzubrechen, um den elterlichen Betrieb, eine Marmor-, Granit- und Baumaterialienhandlung, weiterzuführen. Sein Interesse galt jedoch dem Theater und der Literatur, er schrieb Literatur-, Theater- und Musikkritiken

für die CHEMNITZER VOLKSSTIMME, 1921 erschien in der Chemnitzer Gesellschaft der Bücherfreunde sein erstes Buch, der Sammelband *Vor Tag*, der Gedichte und Erzählungen enthält.

Illing arbeitete besonders an der Chemnitzer Volksbühne in Verbindung mit Mary Wigman mit, wo er Mitglied im künstlerischen Ausschuß und der Verwaltung war. Seit 1924 ist sein Name mit dem Aufbau und der Leitung des Sprech- und Bewegungschores verbunden. 1925 wurde die von Illing verfasste und einstudierte Sprechchorballade *Aufbruch des Geistes* in Magdeburg aufgeführt und fand Beachtung im ganzen Land. Im selben Jahr gab er den Geschäftsführerposten in der Firma auf und wurde freier Mitarbeiter der VOSSISCHEN ZEITUNG, für die er 1928/29 als Auslandskorrespondent in der Provence und in Paris lebte. Seit 1927 war er Mitarbeiter der Mitteldeutschen Rundfunk AG in Leipzig, und 1929 ging er als Sendeleiter für Musik und Unterhaltung zum Deutschlandfunk Berlin. Für Ullstein übersetzte er sechs Kriminalromane von Ellery Queen: *Schön ist ein Zylinderhut* (1931), *Das gerissene Schuhband* (1932), *Besuch in der Nacht*



(1935), *Frauen um John Marco* (1936), *Die Dame mit dem Schleier* (1937) und *Besuch am letzten Tag* (1938); sein Roman *Utopolis* wurde von Ullstein jedoch abgelehnt. 1939–1945 leistete Illing Kriegsdienst, um nicht in die Kulturpropaganda eingespannt zu werden. Nach dem Krieg lebte er im Raum Stuttgart, von 1958 bis zu seinem Tode in Esslingen, wo er am 14. Juni 1979 starb. Ab 1949 war er als freier Mitarbeiter für den Süddeutschen Rundfunk in Stuttgart tätig. Illing schrieb mehrere Romane, Filmdrehbücher, Texte für Musicals und Lustspiele sowie Kurzgeschichten. Er war Mitglied des deutschen PEN-Clubs, Präsident der Bundesvereinigung der deutschen Schriftstellerverbände sowie Vorsitzender des Süddeutschen Schriftstellerverbandes. 1966 wurde er mit dem Bundesverdienstkreuz 1. Klasse ausgezeichnet.

Bibliographie

Vor Tag. Chemnitz 1921: Gesellschaft für Bücherfreunde (Chemnitzer Drucke [1]). 144 S. 500 nummerierte Exemplare.

Aufbruch des Geistes. Chorisches Weihepiel. Chemnitz [1924]: Chemnitzer Volksbühne. 32 S.

Pentagramm im ewigen Umkreis: [Diese 5 bisher unveröffentl. Gedichte ... wurden ... den Mitgliedern der Gesellschaft der Bücherfreunde zu Chemnitz bei d. Festmahl zur 6. Jahrestagung / gewidmet von Werner Illing; Leo Münz. Chemnitz [1927]: Gesellschaft für Bücherfreunde. 10 S. 100 nummerierte Exemplare.

Utopolis. Roman. Berlin 1930: Verlag Der Bücherkreis. 247 S.
Taschenbuchausgabe: Frankfurt am Main 1974: Fischer Taschenbuch Verlag (Fischer Orbit 37). 159 S.

Der blaue Stern. Roman. Berlin 1931: Ullstein. 310 S.

Don Perico: Der Herr der zinnernen Berge. Roman. Lübeck [1936]: Antäus-Verlag. 320 S.

Die grosse Flut: Eine dramatische Begebenheit. Berlin[-Grunewald] [1947]: Kiepenheuer. 65 maschinschr. Seiten, unverkäufliches Bühnen-Manuskript

Zirkus Bertolin. Roman. Berlin 1948: Wedding-Verlag. 223 S.

Madame Reignier. Roman. Berlin 1949: Verlag des Druckhauses Tempelhof. 149 S.

Taschenbuchausgabe: Hamburg 1987: Deutscher Literatur-Verlag (DLV Taschenbuch 220). 147 S.

Das Spiel der Könige. Erzählungen. Berlin 1949: Wedding-Verlag. 214 S.

Pariser Equipagen-Corso: Eine Kutschfahrt aus em. 18. ins 19. Jahrhundert. Mit 10 farbigen Bildtafeln nach kolorierten Kupferstichen des 19. Jahrhunderts beschrieben und mit Nebenbemerkungen versehen. Stuttgart 1962: Schuler. 53 S.

Die großen Entdeckungen. Esslingen (am Neckar), München [1974]: Junior International. 98 S. [*Kreuzwörterrätsel der Geschichte, Der Kampf um Nordpol und Südpol* und *Entdeckungsreisen ins Ungewisse* in einem Band]

Kreuzwörterrätsel der Geschichte. Esslingen (am Neckar), München [1974]: Junior International. 30 S.

Der Kampf um Nordpol und Südpol. Esslingen (am Neckar), München [1974]: Junior International. 32 S.

Entdeckungsreisen ins Ungewisse. Esslingen (am Neckar), München [1974]: Junior International. 30 S.

Tanz zwischen Dämmerung und Nacht. Roman. Düsseldorf 1974: Claassen. 266 S.

Taschenbuchausgabe: Bergisch Gladbach 1977: Lübbe (Palette 14046). 220 S.

Das Gewesene ordnet sich zum Sinn. Aus Leben und Werk von Werner Illing. Auswahl und Zusammenstellung von Joachim Ruf. Sandhausen bei Heidelberg 1986: Verlag des Antiquariats Pflaum. 80 S.

Die Gesänge des alten Indianers vor Sonnenaufgang auf der Prärie. Hrsg. von Joachim Ruf. Zürich 1987: Pendo-Verlag. 95 S.

Filmdrehbücher

Das Lied der Wüste. (1939; Walter von Hollander und Paul Martin nach einem Bericht von Werner Illing, Musik: Nico Dostal, Hauptdarstellerin: Zarah Leander)

Der Herr vom anderen Stern. (1948; Musik: Werner Ekg, Hauptdarsteller: Heinz Rühmann)

Unser Mittwochabend. (1948, auch Regie)

Martina. (1949)

Die Mitternachts-Venus. (1951, Hauptdarsteller: Theo Lingen)

Im Garten Buddhas. (1956)

Quellenverzeichnis

Utopolis (Berlin: Verlag Der Bücherkreis 1930)

Aus *Vor Tag* (Chemnitz: Gesellschaft für Bücherfreunde 1921):

- »Die Spinne«, S. 53-54
- »Das Auge des Morgens«, S. 55-56
- »Die Stadt«, S. 57-59
- »Dachkammern ...«, S. 60-62
- »Der Lichtfleck«, S. 63-81

Aus *Das Spiel der Könige* (Berlin: Wedding-Verlag 1949):

- »Die Revolution des Publikums«, S. 7-23
- »Tortuleit tanzt«, S. 24-32
- »Der Herr vom anderen Stern«, S. 43-62
- »Wir sind nicht nervös«, S. 104-110
- »Es werde Licht«, S. 111-115
- »Der Modellmensch«, S. 116-130
- »Ein Mensch verschwindet«, S. 131-145

»Der Bettler von Avignon«, Sendung im Süddeutschen Rundfunk, Stuttgart, ca. 1959.

Aus dem Nachlaß, hier zum ersten Mal veröffentlicht:

- »Dr. Leo, der kluge Löwe«
- »Augentäuschung«

»Das Gewesene ordnet sich zum Sinn«. Gedanken zum 80. Geburtstag, 12.02.1975, versandt als Typoskript mit Widmung an Freunde.